

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

**Ein Ort für morgen**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1994**

ulb. 

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

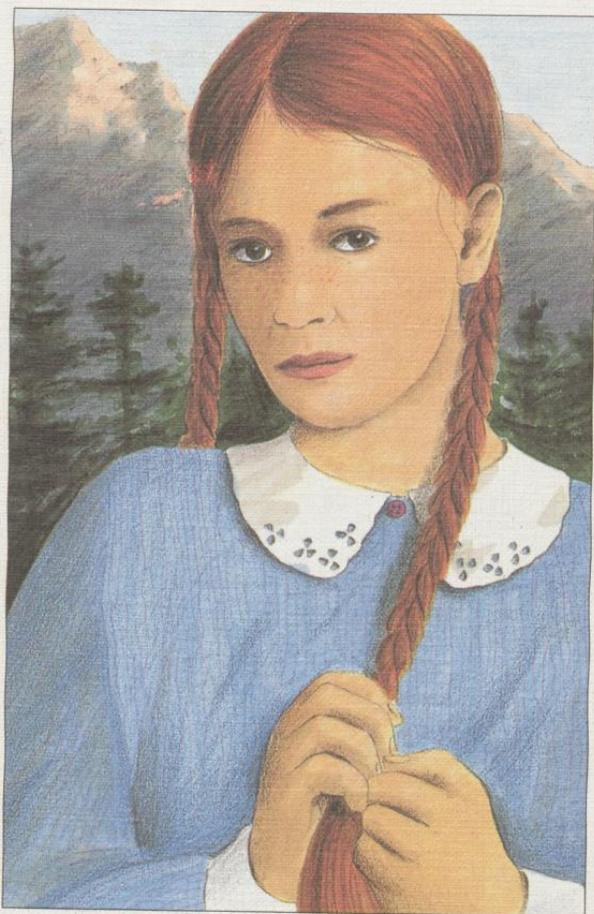
Hauptbibliothek



630585

ie Thümingen

# NORT FOR MORGEN



DACHS-VERLAG



**EIN ORT  
FÜR MORGEN**



Rosmarie Thümingen

# EIN ORT FÜR MORGEN

UB INNSBRUCK

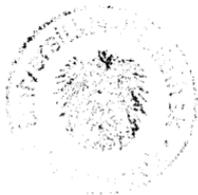


+ C40546501



DACHS-VERLAG

(64-111)



ISBN 3-85191-017-6

© 1994 by J&V • EDITION WIEN • DACHS Verlagges. m. b. H.,  
A-1050 Wien, Rainergasse 38  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagzeichnung und Gestaltung: Bruno Wegscheider  
Druck und Bindung: Wiener Verlag, Himberg  
94 07 13/50/1

# 1

Maria blinzelte ins Licht. Die Vorhänge waren noch zugezogen, so daß die Helle nicht von draußen kommen konnte. Die Tür zur Küche stand offen, dort brannte die Deckenlampe. Jemand pritschelte mit Wasser. Großmutter war also schon an der Arbeit. Maria wälzte sich verschlafen auf die Seite, und da stieg ihr ein ehemals vertrauter Geruch in die Nase, der Duft von Rasierschaum. Mit einem Mal fiel ihr ein: Der Vater war heimgekommen.

Nun erinnerte sie sich auch wieder an den Traum, den sie heute nacht, wie so oft schon, geträumt hatte. Es war immer derselbe Traum. Ein Zug, hell erleuchtet, fuhr mit großer Geschwindigkeit durch die Nacht. Der Vater saß in einem der Abteile, und der Zug hielt nicht eher, als bis er direkt vor ihrer Haustür angekommen war. Dabei wußte sie schon längst, daß die entlassenen Kriegsgefangenen nicht in Personenzügen reisten, sondern in Viehwaggons transportiert wurden. Und die Personenzüge waren derart überfüllt, daß niemand so einfach in einem Abteil Platz nehmen konnte. Außerdem fuhr an ihrem Haus keine Eisenbahn vorbei. Macht nichts, dachte Maria, und ihr Herz tat vor Freude einen Hopser, macht überhaupt nichts. Hauptsache, der Vater ist heimgekommen. Rasch sprang sie aus dem Bett und lief in die Küche.

Da stand er, den Rasierpinsel in der Hand, und schäumte sich die Wangen ein. Er trug nur Unterhemd und Hose, und Maria fiel heute noch mehr als gestern auf, wie mager er geworden war. Großmutter rührte in einem kleinen Topf, sie kochte den Grießbrei für Lisa. Die Mutter spülte inzwischen das Geschirr von gestern abend, während Willi bereits am Tisch saß und ungeduldig mit dem Löffel gegen die Tasse schlug. Das machte er immer, wenn er auf den Kaffee warten mußte.

Die kleine Lisa war nicht zu sehen, sie schlief wohl noch. Zum Glück, es war ohnehin schon eng genug in der Küche. Spitz, der auf seinem Lieblingsplatz, in der Ecke zwischen Wand und Kredenz, geschlafen hatte, stand gleich auf und wuzelte sich zwischen all den Beinen zu ihr durch. Kitty war nicht zu sehen. Sie war wohl die ganze Nacht mit einem ihrer Katzenfreunde unterwegs gewesen und lag jetzt in einem ruhigen Schlupfwinkel und schnarchte. Die Wanduhr zeigte fünf Minuten vor acht.

„Mutti, warum hast du mich nicht rechtzeitig geweckt?“ rief Maria. „Ich müßte ja schon in der Schule sein!“

„Du brauchst heute nicht zur Schule. Wenn der Vater aus der Kriegsgefangenschaft heimkommt, haben die Schüler einen Tag schulfrei“, erklärte die Mutter.

„Da hast du doch nichts dagegen, oder?“ fragte der Vater.

„Ich nicht, ich hab’ nichts dagegen!“ rief Willi dazwischen. Er ging schon das zweite Jahr zur Schule, war aber ebenso faul, wie er als Erstkläßler gewesen war.

„Maria, du kannst mich ins Dorf begleiten. Nach dem Frühstück. Ich muß mich um meine Lebensmittelkarten kümmern. Und dann muß ich schauen, wie ich zu den nötigen Papieren komme, damit ich wieder Schule halten kann.“

„Dann könnt ihr gleich beim Gredler vorbeischaun, ob endlich die Strümpfe eingetroffen sind. Seit Anfang September habe ich die Zuteilung und warte und warte.“

„Und vom Metzger könntest du die 15 Deka Fett mitnehmen, für die ich noch einen Abschnitt habe. Letzte Woche habe ich sie nicht bekommen, da war das Fett schon alles ausgegeben“, meinte die Großmutter.

„Wenn es sich mit der Zeit ausgeht, möchte ich die Frau Vogl besuchen. Ich habe sie seit der schrecklichen Geschichte mit ihrem Hans nicht mehr gesehen. Sie tut mir so leid.“

Die Mutter nickte bestätigend. „Sag ihr einen recht schönen Gruß von uns allen.“

„Das wird aber ein voller Vormittag“, meinte Maria. „Ob wir da mit der Zeit auskommen?“

„Nun, wir werden sehen“, sagte der Vater. Er hatte sich inzwischen den Bart abgeschabt und das Gesicht gewaschen. „Schön, daß du die Rasierseife aufgehoben hast“, lobte er die Mutter. „Zur Zeit ist ja absolut keine zu bekommen.“

„Ja, wenn wir früher gewußt hätten, was alles zur Mangelware wird, hätten wir mehr gehortet“, meinte die Großmutter.

„Wenn ich an die echten Schafwollstutzen denke, die ich als Putzfetzen verwendet habe, weil die Fersen ein paar Löcher hatten!“

„Aber Mutter, du flickst doch eh alles hundertmal“, meinte der Vater.

„Ja, das schon. Natürlich habe ich sie oft geflickt. Aber die Röhren hätte ich auftrennen können, und daraus könnte ich nun herrlich warme Fäustlinge für Willi stricken.“

Endlich gab der Vater den Spiegel frei, und Maria begann ihre Zöpfe zu flechten. Wann würde die Mutti ihr endlich erlauben, die Haare abzuschneiden! In der Schule trugen schon vier Mädchen Bubiköpfe. Maria fand kurze Haare ungemein schick. Fräulein Hauser hatte auch einen Bubikopf getragen. Es war ein Jammer, mit einer altmodischen Mutter geschlagen zu sein! Wenn sie die Haare wenigstens um die Hälfte kürzen dürfte, könnte sie sich einen Roßschwanz binden. Ein Roßschwanz war zwar nicht so inodern wie ein Bubikopf, aber doch flotter als zwei Zöpfe.

„Wenn du schon in Zell bist, Robert, dann hol mir doch ein Formular für den Suchdienst vom Roten Kreuz“, bat die Großmutter. „Ich werde noch einmal hinschreiben. Vielleicht haben sie inzwischen etwas von Hermann erfahren.“

„Wann hast du das letzte aufgegeben?“ fragte der Vater.

„Am 30. September. Bei diesem Chaos ist es vielleicht verloren gegangen.“

„Ja, ja, mach' ich. Aber mehr bringt es vielleicht, wenn wir eine Annonce in die Zeitung geben“, meinte er.

„Habe ich auch schon gemacht. Maria, geh in die Kammer und hol mir die Zeitung, die auf dem Nachtkästchen liegt. Damit dein Vater die Annonce lesen kann.“

Maria kannte die Anzeige auswendig und hätte sie Vater aufsa-gen können. Aber sie stand auf und brachte die Zeitung. Über drei Spalten ging die Rubrik „Suchaktion“, und alle Anzeigen lauteten so ähnlich wie jene, die Großmutter für Onkel Hermann aufgegeben hatte. Nur Namen und Orte wechselten: „Hermann Singer, geb. 1920, zuletzt stationiert im Gebiet der Masurischen Seen, letzte Post aus Mława vom 12. 1. 45, wird gesucht von Therese Singer, Gerlos, Schulhaus. Bitte dringend um Nachricht.“

Der Vater überflog die Anzeige. „Und bis jetzt hat sich nie-mand gemeldet, der irgend etwas gewußt hätte?“

„Nein, niemand.“

Es ging schon auf neun, als sie endlich das Haus verließen. Spitz, der natürlich wieder mitgehen wollte, wurde von Mutti in die Küche zurückgepiffen. Bei den vielen Besorgungen war ein Hund wirklich nicht zu gebrauchen.

Heute trug Maria keine Schultasche am Rücken, wohl aber der Vater seinen alten, bewährten Rucksack. Den Berg abwärts laufen ging schnell. Um Viertel vor zehn hatten sie schon das Dorf erreicht. Sie merkten bald, daß die Zeit trotzdem nicht reichen würde, um alles zu erledigen. Schon im Gang vor der Tür zur Kartenstelle standen die Leute in einer langen Schlan-ge. Der Morgen war kalt, und die Wartenden traten von einem Fuß auf den anderen, um den Zehen ein bißchen Bewegung und damit Wärme zu verschaffen.

„Wenn wir erst einmal im Büroraum drinnen sind, haben wir es wärmer“, meinte der Vater.

Der alte Mann neben ihnen stieß einen Lacher aus. „Sie waren wohl noch nie da drinnen, was? Heimkehrer, was?“

Der Vater nickte.

„Frankreich?“

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Also amerikanische Gefangenschaft?“

Wieder ein kurzes Kopfschütteln. Maria wunderte sich, daß der Vater so wortkarg war. Früher hatte er eigentlich immer gerne mit den Leuten geredet.

Der Mann stellte das Fragen ein. „Da drinnen ist es nämlich genau so kalt wie hier draußen. Die Büroräume werden nicht geheizt. Kein Holz. Keine Kohle. Kein Strom.“

Eine Frau mischte sich ins Gespräch. „Geduld. Wird schon wieder werden. Es braucht alles seine Zeit.“

„Du hast leicht reden, Müllerin“, sagte die alte, weißhaarige Frau, die als letzte gekommen war. „Dein Mann hat nie einrückten brauchen, und Buben hast du keine. Nur Dirndl. So hast du niemanden zu verlieren gehabt in diesem Krieg. Und warten brauchst du auch auf niemand.“ Sie klappte ihre große Stofftasche auf, holte ein blaukariertes Taschentuch heraus und schneuzte sich. Maria kannte die Frau gut. Es war die Mutter des Briefträgers, der jeden Tag die Post über den Berg trug und dabei immer auf einen kleinen Schwatz und eine Schale Gerstenkaffee in ihre Küche kam.

Die Frau antwortete nichts mehr, denn die Tür ging auf und sie konnte eintreten. Nach fünfunddreißig Minuten waren Maria und der Vater an der Reihe. Aber auch im Büroraum mußten die Menschen sich anstellen. Hinter dem Pult saßen zwei Frauen. Die eine schrieb in einem dicken Buch die Namen samt Adressen ein, die andere überprüfte die Stempel in den hingehaltenen Ausweisen und schnitt mit geübter Sicherheit die farbenfrohen kleinen Abschnitte der Marken von den Bögen. Auch Vaters Papiere wurden sorgfältig studiert. Anscheinend fand sie nichts daran auszusetzen. Sie schnippte und schnippte, und dann hielt der Vater seine Lebensmittelmarken in Händen.

Doch das Warten setzte sich fort, beim Gredler, der die Strumpflieferung noch immer nicht bekommen hatte, beim Metzger, wo das Fett schon wieder ausverkauft war.

„Wir leben am Land, aber manchmal denke ich, wir sind schlechter dran als die Leute in der Stadt. Dahin geht ja alles, was bei uns produziert wird. Alles. Und wir sollen schauen, wie wir durchkommen“, schimpfte ein Mann, der sich mit zwei Krücken fortbewegte, weil er keine Beine mehr hatte.

Der Vater sagte nichts, stieß nur einen Seufzer aus.

„Zum Glück hat die Mutti der Blaserbäuerin beim Heuen geholfen. Das war im Sommer, aber wir kriegen immer noch alle vierzehn Tage ein kleines Stückchen Butter“, flüsterte Maria dem Vater zu. Sie wollte ihn beruhigen.

„Komm, komm“, sagte der Vater und drängte zur Tür. „Laß uns heimgehen.“

„Und die Frau Vogl, die besuchen wir nicht mehr?“

„Nein, nein, das machen wir ein anderes Mal. Heute ist es zu spät. Und überhaupt – ich werd’ froh sein, wenn ich wieder auf dem Berg oben bin. So froh!“

Nun war es an Maria zu seufzen. Nicht, daß sie nicht auch gerne daheim gewesen wäre. Aber sie haßte den langen und steilen Anstieg durch den einsamen Wald. Heute war zum Glück der Vater dabei, da konnte nicht viel passieren. Mühsam blieb der Weg trotzdem. Seit sie die Hauptschule im Dorf besuchte, mußte sie ihn jeden Schultag zweimal gehen. Am Morgen den Berg hinunter, am Nachmittag oder am Abend hinauf. Dabei durfte sie sich nicht einmal beklagen, denn sie wurde schon bald elf. Die Kinder von den entlegenen Höfen mußten bereits mit sechs Jahren eine Stunde und länger zur Volksschule gehen. In diesem Alter hatte sie, weil sie ja im Schulhaus wohnte, nur die Stiege hinauflaufen brauchen. Das hielt ihr die Mutter jedenfalls immer vor, wenn sie lamentieren wollte.

„Jetzt haben wir noch lange nicht alles erledigt, obwohl wir doch den ganzen Vormittag unterwegs waren“, sagte der Vater, als sie den Steg über den Gerlosbach hinter sich gelassen hatten und das Tosen des Wassers eine Verständigung wieder zuließ.

„Hauptsache, du bist wieder daheim“, sagte Maria. „Gestern um diese Zeit war ich noch in der Schule und hab’ gar nicht gewußt, ob du überhaupt noch lebst. Und in den Nächten habe ich oft von dir geträumt, und die Mutti hat die Kartenleserin befragt und eine Kerze angezündet. Obwohl es Kerzen eigentlich auch nicht mehr gibt. Aber die Kerze für dich hat sie schwarz bekommen.“

„Hm, hm“, machte der Vater und tat dabei einige schnellere Schritte. Maria mußte sich direkt anstrengen, daß sie mitkam.

„Ja, und es ist ganz fein, daß du da bist. Allein – allein da den Berg hinaufgehen, da fürchte ich mich oft. Überhaupt, seit ich die Schmuggler gesehen habe. Die haben nämlich ein Gewehr gehabt.“

„Schmuggler hast du gesehen? Hier, auf dem Weg?“

„Nein, nicht auf dem Weg, im Wald. Ich bin die Abkürzung gegangen, weil nämlich ein Gewitter war. Ein richtig wildes Gewitter. Manchmal sind zwei Blitze gleichzeitig vom Himmel gefahren. Die Donner hat man nicht auseinanderhalten können, so knapp hintereinander sind sie gekommen. Und in Handarbeiten habe ich nachsitzen müssen, weil ich nicht schön flicken kann. Und ich habe es der Lehrerin eh gesagt, daß ein Gewitter kommt und ich einen endlos langen Heimweg habe. Aber sie hat mich einfach dableiben lassen!“

„Langsam, langsam, erzähl alles der Reihe nach“, sagte der Vater. „Sonst verstehe ich dich auch nicht. Tu mir heutzutage schon schwer, aus den Reden der anderen, der fremden Leute, klug zu werden. Meine Tochter möchte ich wenigstens genau verstehen.“

Da erzählte Maria also dem Vater die ganze Geschichte.

„Zum Glück habe ich die Schmuggler entdeckt, und nicht umgekehrt sie mich“, sagte sie, und da er seinen linken Arm an der Seite herunterbaumeln ließ, schob sie ihre Hand in Vaters Hand. Nun brauchte sie nichts mehr zu fürchten. „So habe ich mich davonmachen können. Leider nicht ganz lautlos. Und da haben sie mich gehört. Und dann bin ich auf einer nassen Wurzel ausgerutscht und den Hang hinuntergepurzelt. Es war nämlich ein nasses Gewitter mit Platzregen.“

„Was du alles erlebt hast, und ich weiß gar nichts davon“, sagte der Vater. „Was hat denn die Mutti gemacht, als sie das erfahren hat?“

„Die Mutti ist mich mit der Gruberbäuerin suchen gegangen. Den Spitz haben sie auch mitgehabt“, berichtete Maria.

„Davon hat mir die Mutti noch gar nichts erzählt“, sagte der Vater.

„Aber Vati, du bist doch gestern erst heimgekommen!“

„Stimmt“, sagte der Vater. „Ich bin gestern erst heimgekommen. Es wird noch einige Zeit dauern, bis ich mich wieder ganz eingelebt habe und bis ihr mir alles erzählt habt, was sich zuge tragen hat, während ich im Krieg und in der Gefangenschaft war.“

Ob die Mutti die Sache von Boris berichtet hatte? Schon wollte Maria ihren Vater fragen, aber eine seltsame Scheu hinderte sie daran. Sie wollte, daß der Vater wieder so lustig war wie früher. Vielleicht sollte sie ihm eine Geschichte erzählen, die zum Lachen war? Aber es wollte ihr keine einfallen.

Daheim wartete die Großmutter schon mit dem Essen auf sie. Es gab mit Zwiebel geröstete Erdäpfel und ein bißchen Salat aus geriebenen Karotten. Schon als sie die Haustür aufmachten, strömte ihnen der herrliche Essensduft entgegen. Kitty hatte sich inzwischen auch ausgeschlafen. Sie strich, den Schwanz kerzengerade aufgestellt, an Großmutter's Beinen entlang. „Verschwinde“, rief die Großmutter. „Verschwinde! Du wirst es solange treiben, bis ich einmal über dich stolpere und dich und mich verbrühe!“

„Sie hätte gerne Milch, Großmutter“, sagte Maria. „Gib ihr halt ein paar Tropfen Milch. Dafür trinke ich den Kaffee schwarz.“ Das war kein Opfer für Maria, sie haßte den Zichorienkaffee, ob mit oder ohne Milch.

„Milch will sie! Aber sie könnte sich ruhig mit Mäusefangen etwas mehr anstrengen“, meinte die Mutter.

Die kleine Lisa saß in ihrem hohen Kinderstühlchen und klappte mit alten, unnütz gewordenen Schlüsseln, die die Großmutter zu einem Bund gefaßt hatte. Sobald sie den Vater erblickte, fing sie wie wild zu zappeln an. Sie wußte schon ganz genau, daß er dann nicht widerstehen konnte, sie hochhob und auf seinen Schultern reiten ließ. Aber dazu war nun keine Zeit. Das Mittagessen wartete, und alle hatten Hunger.

Die Großmutter hatte für den Vater auf der Schmalseite des

Tisches gedeckt. Das war sein angestammter Platz. Maria und Willi mußten zusammenrücken. Willi jedoch machte sich total breit, stützte beide Ellbogen auf und schubste dabei das Besteck von Maria auf den Boden. Maria schubste zurück, und schon war die schönste Balgerei im Gang.

„Werdet ihr euch wohl benehmen“, rief die Großmutter. „Das ist ja unerhört! Schämt ihr euch denn gar nicht?“

Der Vater streckte die Beine weit unter dem Tisch aus. „Ach, ihr wißt gar nicht, wie gut wir es haben. Wie dankbar wir sein müssen! Einen gedeckten Tisch. Einen Berg gerösteter Erdäpfel. Geriebene Karotten! Ich habe mir früher gar nicht vorstellen können, was Hunger ist.“

„Aber Vater, du hast uns doch immer erzählt, daß ihr, du und deine Geschwister, so arm aufgewachsen seid auf dem kleinen Bauernhof im Vintschgau“, sagte Maria.

„Ja. Ich weiß das auch!“ rief Willi. „Ihr habt keine Schuhe gehabt. Und im Herbst, beim Hüten, seid ihr in die frischen dampfenden Kuhfladen hineingestiegen. Barfüßig.“ Er prustete los. Die Vorstellung, daß der ernste Vater mit nackten Zehen in Kuhfladen wühlte, erheiterte ihn immer ungemein.

„Jetzt wird gegessen und nicht gelacht“, sagte die Mutter.

Der Vater sagte: „Arm, ja. Arm sind wir aufgewachsen, das stimmt. Aber wenn es kein Brot gab, dann haben wir Erdäpfel gegessen. Erdäpfel haben wir immer gehabt. Erdäpfel haben alle gehabt bei uns. Aber heute, heute haben die Menschen überhaupt nichts zu essen. Das haben die Nazis mit ihrem Krieg verbochen, daß praktisch ganz Europa hungert.“

„Die Frau Prohaska hat in ihrem letzten Brief geschrieben, daß in Wien die Kinder in den Mülltonnen herumwühlen, um was Eßbares zu finden. Ihr geht’s nur deshalb ein bißchen besser, weil sie Arbeit bei den Engländern gefunden hat. Sie führt einer englischen Dame den Haushalt.“

„Ja, heute ist es ein großes, unverdientes Glück, am Land zu leben. Auch wenn man keine Landwirtschaft hat, kann man sich doch irgendwie über Wasser halten. Erdäpfel kriegt man immer. Und Eier haben wir selber“, sagte die Großmutter.

„Dafür müssen wir dauernd den Hühnerstall ausmisten“, sagte Maria. Jetzt fing der Vater auch an, mit Dankbarkeit und Bescheidenheit und so. Genau wie die Großmutter und die Mutter und die Lehrerin und überhaupt alle Erwachsenen, wenn die Kinder über irgend etwas murrtten. Aber sie selbst jammerten jeden Tag mindestens einmal, daß sie schon überhaupt nicht mehr wüßten, wie der Bohnenkaffee schmecke oder ein ordentlicher Schwarztee.

„Stimmt“, sagte Willi, nun wieder einig mit Maria. „Und der Hendlmist stinkt wie die Pest. Und im Winter legen die Hennen überhaupt fast gar keine Eier, da hat man nur die Arbeit. Wenn ich groß bin, gehe ich in die Stadt. Da gibt es das Ringelspiel und den Prater und das Riesenrad.“

Der Vater schaute verdutzt über den Wissensstand seines Sohnes. „Das weiß er von der Frau Prohaska und ihrer Tochter“, erklärte die Mutter. „Die sind ausgebombt worden und waren den Sommer über bei der Gruberbäuerin einquartiert. Ende des Sommers sind sie wieder nach Wien zurückgekehrt.“

Wie schon auf dem Heimweg mit Maria stellte der Vater erstaunt fest: „Ich habe gar keine Ahnung, was bei euch alles passiert ist, während ich im Krieg war ...“

Zwei Wochen später brachte der Briefträger einen eingeschriebenen Brief. Er schaute sehr bedeutsam aus und trug den gleichen Stempel wie jener, der Mutti im Sommer große Sorgen bereitet hatte. Damals wäre die Familie beinahe aus der Lehrerwohnung geflogen. Aber der heutige erhielt eine freudige Nachricht für Vater. Es war die Bestätigung, daß er den Schulunterricht wieder aufnehmen dürfe.

Der Briefträger grinste. „Nun ja, jetzt macht sich dein Dickschädel bezahlt. Die meisten Lehrer waren ja in der Partei, und die müssen sich noch gedulden mit dem Schulhalten. Zumindest ein bißchen. Früher haben sie gelacht, weil du keinen besseren Posten bekommen hast als den auf dem hintersten Berg. Jetzt kannst du lachen.“

„Was das betrifft, habe ich schon die ganze Zeit gelacht“, gab

der Vater zur Antwort. „Ich bin gerne da heroben. Sehr gern. Von mir aus könnte ich da heroben alt und grau werden.“

„Ja, ja, von dir aus“, sagte die Mutter. „Aber wie das für mich ist, das interessiert dich nicht.“ Ihre Stimme klang verärgert. Maria wußte, die Mutter würde viel lieber in einer netten kleinen Stadt leben oder zumindest in einem Dorf. Auf jeden Fall aber im Tal unten, in einem Haus, in dessen Nähe es eine Straße gab, ein Postamt und einen Arzt.

„Ich habe es schon längst satt, in diesem vorsintflutlichen Schulhaus zu wohnen. Und jetzt, da die Kinder größer werden und andere Schulen brauchen, müssen wir von dem Berg weg“, fuhr sie fort. „Ganz gleich, wie sehr dich der Berg da an deinen Berg daheim erinnert.“

„Ja, ja, ist schon gut. Ich weiß Bescheid. Wir werden wegkommen vom Berg, das versprech' ich dir. Das haben wir ja schon ausgedet. Alles klar. Ich suche uns einen Ort für morgen. Im Frühling such' ich um einen Posten irgendwo im Tal an, wo die Kinder ohne Schwierigkeiten bessere Schulen besuchen können.“

„Na ja, urwüchsiger und gesünder habt ihr es da heroben, überhaupt heutzutage“, meinte der Briefträger.

Maria sagte nichts. Die Mutter erlaubte ihr nie, sich einzumischen, wenn die Erwachsenen sprachen. Aber sie freute sich auch, in ein Dorf ins Tal zu ziehen. Die Mutter hatte ihr oft erzählt, wie schön es wäre, im Tal unten zu leben. Jedes Dorf hatte zumindest ein Geschäft, wo man einkaufen konnte. Gut, viel zum Einkaufen gab es zur Zeit nicht. Aber das mußte ja nicht so bleiben. Und am Sonntag nachmittag konnte man mit schönen Schuhen und einem schönen Kleid spazieren gehen. Gut, das gab es auch noch nicht. Aber auch das mußte nicht so bleiben. Am Berg ging es nur hinauf und hinunter, und feine Schuhe konnte man keine tragen, selbst wenn man welche besäße.

Die Mutter besaß übrigens noch welche. Zwei Paar. Maria bewunderte sie jedesmal, wenn sie den Vorhang vom Schuhregal beiseite zog, um ihre eigenen schweren Stiefel herauszuneh-

men. Muttis feine Schuhe standen auf dünnen Absätzen im obersten Fach und glänzten wie frischlackierte Hutschpferde. Weil man auf diesen holprigen, steinigen Wegen Stöckelschuhe nicht tragen konnte, hatten sie die Jahre überdauert.

Wer sich über den Brief, den Vater von der Schulbehörde bekommen hatte, nicht freute, war Frau Bröll. Und sie sagte es auch ganz offen: „Für die Kinder ist es nicht gut, mitten im Schuljahr einen anderen Lehrer zu bekommen. Jetzt haben sie sich gerade an mich gewöhnt. Und ich mich an sie.“

Genau wie Fräulein Hauser, Marias erste Lehrerin, Marias Lieblingslehrerin, saß Frau Bröll gerne in der Küche und trank eine Schale Gerstenkaffee. Oder auch Zichorienkaffee oder selbstgesammelten Kräutertee, wie es sich eben ergab. Maria stichelte an einem Stück Stoff herum, aus dem die Handarbeitslehrerin fünf unterschiedlich große Vierecke ausgeschnitten hatte. Die sollten von Maria gestopft werden. Maria hatte gerade beim ersten Viereck die erste Hälfte mit Fäden verspannt. Schon hatte sich zweimal der Faden total verknotet und war dann, weil sie notgedrungen daran gezerzt hatte, gerissen. Dabei hatte sich das ursprünglich glatte Viereck in ein sonderbar krummes, ausgefranztes Ding verwandelt. Ihre Hände waren vor Anstrengung schon ganz verschwitzt. Sie wurde von Stich zu Stich grantiger.

„Aber Frau Bröll, ich kenne die Kinder doch noch von früher“, sagte der Vater. „Die meisten von ihnen habe ich doch schon jahrelang unterrichtet.“

„Das mag schon sein. Aber nun haben sie sich bereits umgewöhnt“, beharrte Frau Bröll.

Die Mutter stellte einen kleinen Teller, auf dem zwei mit Schmalz bestrichene und mit Zwiebel bestreute Brotschnitten lagen, auf den Tisch. „Greifen Sie zu, Frau Bröll“, sagte sie.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Frau Bröll hätte eigentlich die Lehrerwohnung bekommen sollen, aber Mutter hatte sie nicht hergegeben. Maria konnte sich genau erinnern, wie sie gekämpft hatte, damit die Familie weiter hier wohnen bleiben konnte. Bis zur Landesschulbehörde nach Innsbruck war sie

gefahren. Die Lehrerin war nicht böse gewesen, sondern hatte bereitwillig auf die Lehrerwohnung verzichtet und bei der Gruberbäuerin ein Zimmer genommen. Und nun sollte sie gar ihre Arbeit verlieren. Aber der Vater brauchte eben auch den Lehrerposten.

Die Gedanken der Lehrerin waren wohl in dieselbe Richtung gegangen. Sie nahm sich eines der Brote und sagte: „Wenn die Männer im Krieg sind, dann sind wir Frauen gut genug, ihre Arbeit zu machen. Aber kaum sind sie zurück, müssen wir wieder Platz machen und werden weggeschickt. Eine Ungerechtigkeit ist das.“

Der Vater zog den Kopf ein. „Aber ich kann nichts dafür“, sagte er. „Ich bin ja auch nicht freiwillig in den Krieg gegangen. Ich hätte lieber in Ruhe weiter unterrichtet. Das können Sie mir glauben.“

Der Faden riß das dritte Mal, und Maria schleuderte den Stofffleck auf den Tisch. „Ich kann nicht mehr!“ erklärte sie. „Wenn ihr alle redet, kann ich mich nicht konzentrieren beim Nähen.“

„Das ist ja lächerlich!“ rief die Großmutter. „Wir haben beim Nähen sogar gesungen. Nun sind die Erwachsenen schuld, daß du zu faul bist, eine paar Löcher ordentlich zu stopfen!“ Sie warf Maria einen strengen Blick zu. Aber Worte und Blick waren nur Tarnung. Die Mutter behauptete immer, daß die Großmutter Maria gewaltig verwöhne. Auch nun nahm die Großmutter das Stückchen Stoff auf, begutachtete es und ergriff schließlich Nadel und Faden. „Das müssen wir zuerst einmal auftrennen“, meinte sie. „Zuerst vorsichtig auftrennen, dann behutsam glätten und neu beginnen. Anders ist da nichts mehr zu retten.“

Maria kuschelte sich an Großmutter's Schulter. Sie wußte, bei Großmutter waren die Stopflöcher in besten Händen.

„Eines mußt du schon selber nähen, Maria! Doch zuerst schaust du mir zu. Da lernst du auch dabei.“

Maria nickte und beobachtete interessiert, wie unter den geschickten Fingern der Großmutter aus dem ungestalten

Gebilde ein ausgesprochen hübsches, mit vier geraden Enden versehenes Gestopftes wurde. Es schaute aus wie gewebt.

„Ach, Frau Bröll, wenn Sie weiter als Lehrerin arbeiten wollen, bekommen Sie bestimmt eine Stelle“, sagte die Mutter. „Es sind sicher eine Menge Schulen verwaist. Die vielen Nazilehrer, die nicht mehr unterrichten dürfen, müssen doch irgendwie ersetzt werden.“

Maria zuckte zusammen. Die Frau Hauser war auch eine Nazilehrerin gewesen. Nun arbeitete sie beim Gredler in Zell.

Die Lehrerin hob energisch den Kopf. „Sie verstehen mich nicht. Es geht ums Prinzip. Unterm Schuschnigg habe ich nicht unterrichten dürfen, weil ich verheiratet war. Die Nazis haben die Männer als Soldaten gebraucht, da hat man auf die Frauen zurückgegriffen. Und jetzt kommen die Männer zurück, und flugs haben sie wieder Vorrang. Diese Ungerechtigkeit ist es, die mich am allermeisten aufregt.“

Die Großmutter ließ für einen Augenblick die Näharbeit sinken. „Ach nein, das stimmt so nicht. Erstens sind noch immer viele Soldaten in Kriegsgefangenschaft. Da werden Frauen sehr wohl gebraucht, in vielen Bereichen. Notwendigst!“ wandte sie ein.

„Aber dort, wo ein Mann kommt und den Platz beansprucht, müssen die Frauen ihm weichen“, widersprach die Lehrerin.

„Na ja“, sagte der Vater und zuckte die Schultern. Er wurde langsam ungeduldig. „Das müssen Sie schon einsehen, die Männer haben eben eine Familie zu ernähren.“

„Und ich muß mich ernähren. Bin ich vielleicht weniger als eine Familie? Aber ich seh’ schon, Sie verstehen mich nicht. Oder Sie wollen mich nicht verstehen.“

Die Lehrerin stand auf. Das zweite Schmalzbrot lag noch unberührt auf dem Teller.

„Bleiben Sie doch noch“, bat die Mutter. „Ich mach’ uns noch eine Kanne Kaffee. Dieser Gerstenkaffee ist zwar weder belebend noch schmackhaft, dafür aber gesund.“

Sie schaute die Lehrerin wie um Entschuldigung bittend an. „Ich versteh’ Sie gut. Es ist wirklich ungerecht. Aber sagen Sie

selbst, was sollen wir machen? Mein Mann braucht die Arbeit. Mit einer Familie ist man eben nicht so beweglich. Glauben Sie mir, ich würde lieber heute als morgen von hier wegziehen.“

„Ungerecht, ungerecht“, brummte der Vater. „Als ob es irgendwelche Gerechtigkeit gäbe auf der Welt.“

Maria schaute auf. Es war ihr schon die ganzen Tage her aufgefallen, seit der Vater heimgekehrt war. Er hatte sich verändert. So bitter und hart hatte er früher nie geredet. Oder lag es an ihr? War sie anders geworden? Sah sie den Vater heute genauer an?

„Schon gut, schon gut“, sagte Frau Bröll. „Ich begreife schon. Es ist auch nicht wegen mir. Ich weiß, daß ich wieder Arbeit finden werde. Kinder gibt es genug, und es werden Schulen und Lehrer für sie gebraucht. Aber, wie gesagt, mich empört das Denken, das da dahintersteckt. Und dann, vielen Frauen wird es ähnlich gehen. Und die haben vielleicht nicht die Möglichkeit, anderswo Arbeit zu finden.“

„Arbeit gibt es genug, da hat die Mutter recht“, sagte der Vater. „Die Städte sind zerstört, die Häuser liegen in Trümmern. Allein bis der ganze Schutt weggeräumt ist! Und dann muß alles wieder aufgebaut werden. Also, ich denke, daß jeder, der arbeiten will, Arbeit findet.“

„Ich will in meinem Beruf arbeiten“, erklärte die Lehrerin. „Und ich vermute, das wollen die anderen Leute auch.“

„Klar!“ sagte der Vater. „Ich bin ganz sicher, daß Ihnen die Schulbehörde noch in diesem Monat einen neuen Lehrposten anbieten wird.“

Die Großmutter nickte. „Ja, das glaube ich auch. Mein Fritz hat ja auch seine alte Lehrstelle wieder bekommen.“ Dann erzählte sie der Lehrerin, was der Sohn ihr im letzten Brief alles geschrieben hatte. Von der unvorstellbaren Lebensmittelknappheit in der Stadt, und daß er fast jeden Tag mit hungrigem Magen aufstehe und mit hungrigem Magen schlafen gehe. Und daß der Meister die Werkstätte nicht heizen könne. Maria und die Eltern kannten den Inhalt des Briefes schon auswendig. Aber sie hörten der Großmutter geduldig ein weiteres Mal zu.

„Dabei haben sie es bei ihrer Arbeit doch mit so winzigen Dingen zu tun. Schrauben und Spiralen, die sind so klein, also ich muß zweimal hinschauen, damit ich sie überhaupt sehen kann. Fritz lernt Uhrmacher, und zwar bei einem Meister, der vor dem Krieg als der angesehenste von ganz Innsbruck galt“, erklärte die Großmutter der Lehrerin voller Stolz.

„Manchesmal ist ihm so eine winzige Schraube schon aus der Hand gefallen, weil er so eiskalte Finger hatte, aber er hat sie immer wieder gefunden und richtig eingebaut“, fügte Maria eine weitere Strophe Heldengesang auf Großmutter's Liebling hinzu. Wenn die Großmutter schon die Knopflöcher nähte, war es nur recht und billig, ihren Sohn zu preisen. Und außerdem, das wußte sie genau, hatte auch sie selbst einen ganz festen, ganz wichtigen, ganz sicheren Platz im Herzen der Großmutter.

Die Lehrerin jedoch verabschiedete sich.

Es dauerte nur wenige Wochen, dann war es soweit. Der Vater konnte anfangen in der Schule zu unterrichten, und die Lehrerin bekam einen Posten an einer vierklassigen Volksschule in einem schönen Dorf im Unterinntal. Die Eltern erklärten sich bereit, ihr zu helfen, das Gepäck zum Bahnhof zu transportieren.

Noch war kein Schnee gefallen. Eine Seltenheit in dieser Gegend für Mitte Dezember, meinte die Blaserbäuerin. Im richtigen Winter war es leichter, auch schwere Fuhren ins Tal zu bringen. Man lud alles auf Schlitten, und dann ging's dahin. Abwärts fährt so ein Schlitten von allein. Das einzige Problem dabei ist das Bremsen, damit er nicht zu schnell wird und bei einer Kurve aus der Bahn fliegt.

Frau Bröll verhandelte mit der Blaserbäuerin, die ihren Muli gegen eine kleine Entschädigung gerne zur Verfügung stellte.

Maria kannte den Muli, er war ein recht eigensinniges Tier. Einmal, sie war auf dem Weg zur Schule gewesen, hatte sie gesehen, wie er die Bäuerin ärgerte. Mit einem Sack Erdäpfel auf dem Rücken war er stocksteif dagestanden, alle vier Beine

auf den Boden gestemmt, und hatte sich keinen Zentimeter von der Stelle gerührt. Die Bäuerin hatte geschimpft und geflucht und ihn schließlich mit einem Stecken geprügelt. Aber er war einfach nicht weitergegangen. Maria hatte er furchtbar leid getan. Noch immer hatte sie ein schlechtes Gewissen, weil sie sich nicht getraut hatte, die Bäuerin zu bitten, ihn nicht zu schlagen.

Ein Glück, daß Vater auf einem Bauernhof aufgewachsen war. So konnte er gut mit Tieren umgehen. Er war ganz Marias Meinung. Tiere, die zu Eigensinn neigen, wie Muli oder Esel oder auch die Katze Kitty, muß man besonders feinfühlig behandeln.

Der Vater legte ihm zuerst eine weiche Decke auf den Rücken, damit die Last nicht das Fell scheuerte. Dann kraulte er ihn zwischen den Augen, und während er die zwei Koffer auflud und festzurte, redete er ruhig und sanft auf ihn ein. Der Muli hielt auch schön still, ließ seine Ohren spielen und schaute gottergeben in die Ferne.

„Hühott“, sagte der Vater, als alles bereit war. Den kleinen Rucksack nahm er selbst, während Frau Bröll Vaters leeren Rucksack trug. Darin sollte Vater die wöchentliche Mehration der Familie heimbringen. Falls sie überhaupt erhältlich war. Vor zwei Tagen hatte die Mutter sich wieder einmal vergeblich angestellt. Als sie an die Reihe kam, war das letzte Stäubchen Mehl schon abgegeben gewesen.

Maria und Willi begleiteten den Umzug. Maria hatte sich extra eine halbe Schnitte Brot vom Frühstück aufgehoben und eines von den kostbaren, abgezählten Stückchen Würfelzucker entwendet. Sie hoffte, die Großmutter würde glauben, sie habe sich beim Abzählen verrechnet. Außerdem hatte sie Mutti einen kleinen Apfel abgebetelt. Am Bahnhof verabschiedete sich die Lehrerin. Sie fuhr Willi über den Kopf und sagte: „Nun, Willi, mach’s gut! Wenn du ein kleines bißchen fleißiger wärst, könntest du spielend der Klassenbeste werden.“

Willi murmelte etwas Unverständliches. Er hatte gar kein Interesse an derartigen Dingen.

Die Kinder mußten beim Muli bleiben, um ihn zu bewachen, während der Vater Frau Bröll half, das Gepäck auf den Bahnsteig zu schaffen. Willi schaute stumm den beiden Erwachsenen nach. Als sich die Lehrerin noch einmal umdrehte, winkte er ihr heftig zu.

„Willi, was ist los? Bist du traurig?“ fragte Maria erstaunt. Es war ihr vorher nie aufgefallen, daß Willi an seiner Lehrerin hing.

„Sie war nett. Mir – ich glaube, mir ist sie lieber als der Vater. Als Lehrerin, mein’ ich“, stotterte er hervor.

„Aber sie hat dich doch ein paarmal Strafaufgaben schreiben lassen! Hast du das vergessen?“

„Nein, das nicht“, räumte Willi ein.

„Na, siehst du!“

„Aber wer weiß, wie das mit ihm wird in der Schule. Wenn er der Lehrer ist.“

„Ach, das geht schon gut. Der Vater läßt nie Strafaufgaben schreiben. Er findet solche Sätze wie ‚Ich darf während des Unterrichts nicht schwätzen‘ dumm“, versuchte Maria ihren Bruder zu beruhigen. Aber sie wußte sehr wohl, daß es gar nicht so einfach war, den Vater als Lehrer zu haben. Aus Angst, das eigene Kind nur ja nicht zu bevorzugen, war er manchmal besonders streng mit ihr gewesen.

Willi wollte etwas sagen, aber in diesem Augenblick fuhr der Zug mit einer ungeheuren Dampfwolke und viel Getöse im Bahnhof ein. Augenblicklich begannen die vielen Leute, die sich am Bahnsteig versammelt hatten, zu drängeln und zu schieben. Sobald der Vater die Koffer untergebracht hatte, würde er zurückkommen. Schnell zog Maria das Brot, den Apfel und das Zuckerstückchen aus ihrer Schürzentasche. Der Vater würde bei allem Verständnis für Tiere niemals zustimmen, den Muli mit solch kostbaren Lebensmitteln zu füttern.

Willi schaute zu, wie der Muli die Leckerbissen verschlang. Natürlich hätte er am liebsten alles selber gegessen, besonders das Zuckerstückchen. Aber er verstand sehr gut, daß Maria an dem Muli etwas gutzumachen hatte. Wenn er auch ein Lauser

ist, so hat er doch ein gutes Herz, dachte Maria und nahm sich vor, ihm einen dicken Pluspunkt gutzuschreiben.

Der Muli schien sehr zufrieden zu sein. Er schnaubte sanft und leise nahe an ihren Ohren und scharrte mit den Vorderfüßen den Boden. So, als wollte er sagen: „Weil du so lieb mit mir bist, werde ich auch lieb sein und den Berg anstandslos und willig hinauftraben!“

Was er denn auch tat. Und das kurze Wegstück vom Bahnhof bis zum Fuße des Berges ließ er sogar Willi und Maria auf seinem Rücken reiten.

„Am besten, du ziehst meine Stiefel an. Zum Glück habe ich ein paar dicke Socken. So wird es schon gehen.“

Mutti machte ein besorgtes Gesicht.

„Wenn ich weiter in die Volksschule gehen dürfte, bräuchte ich nur die Stiege hinaufgehen“, sagte Maria. Sie hatte sich zwar inzwischen schon mit einigen der Mitschülerinnen angefreundet, besonders mit Fini, aber am frühen Morgen jammerte sie gerne den guten alten Zeiten der Volksschule nach. Heraus aus dem Bett, das Gesicht naß gemacht und rasch wieder abgetrocknet, gefrühstückt und dann, ohne auch nur einen Schritt vor die Haustür machen zu müssen, ab in die Klasse. Die Mutter ließ sich nicht beeindrucken.

„Ich hätte so gerne einen richtigen Beruf erlernt“, wiederholte sie auch diesen Morgen ihr immer gleiches Argument. „Oder wenigstens statt der italienischen eine deutschsprachige Schule besucht. Mir und meinen Geschwistern war das nicht möglich. Dir ist es möglich. Deshalb sollst du in die Hauptschule gehen, etwas Ordentliches lernen und dann einen vernünftigen Beruf ergreifen.“

Inzwischen hatte sich Vater fertig rasiert. Nun konnte auch er mitreden, ohne daß er den Mund voller Rasierschaum bekam. „Die Mutti hat schon recht. Aber bleib schön am Weg. Und halt dich nach der Schule nirgends auf. Komm sofort heim. Gegen fünf ist es schon stockdunkel.“

Die Großmutter zeichnete ihr, wie jeden Tag zum Abschied, mit Weihwasser ein Kreuzlein auf die Stirn. Sie schwor auf Weihwasser, Schutzengel und ihre Heilkräuter. Kitty lief bis zur Haustür mit. Als Maria die Haustür öffnete und die kalte Luft hereinströmte, drehte sich die Katze um und lief in die Küche zurück.

In der Nacht hatte es zu schneien begonnen, erst zögernd, bald stärker und dichter. Nun bauschten sich über Bäume und Zäune, Giebel und Gesimse weiße Polster. Die Welt war schöner geworden. Sanfter. Aber nur vom Küchenfenster aus. Sobald Maria eine Viertelstunde durch den Schnee gestapft war, hatte sie alle Lust an der weißen Pracht verloren. Die schweren Stiefel der Mutter drückten sie, obwohl sie mindestens drei Nummern zu groß waren. Durch die zwei Paar Socken paßten sie zwar halbwegs in der Länge, aber in der Breite waren sie nun zu eng. So schmerzten die gepreßten Zehen schon nach wenigen Schritten.

Es schneite noch immer, und die nassen Flocken klatschten ihr ins Gesicht und saugten sich am dünnen Stoff der Pelerine fest. Bis auf die Haut drang die Feuchtigkeit. Im Wald wurde es ein bißchen besser. Die dichten Zweige der Fichtenbäume schützten beinahe wie ein Dach. Auch auf dem Weg selbst lag der Schnee nicht so hoch. Hier kam sie leichter vorwärts.

Ein paar Minuten nach der Stelle, an der das Marterl zum Gedenken an den jungen Holzknecht stand, kam ihr der Briefträger entgegen. Sie erkannte ihn schon von weitem. Über der blauen Uniform trug er einen ebenfalls blauen Mantel, dessen leerer linker Ärmel lose an der Seite herunterbaumelte.

„Aha, du hast mir schon schöne Stapfen gemacht! Brav, brav. Ich habe übrigens auch ordentlich gespurt. Und von der Brücke weg wird es sowieso viel leichter. Da ist der Weg schon recht gut ausgetreten.“

Maria nickte. Seit sie jeden Tag ins Dorf mußte, freute sie sich immer auf die Begegnung mit dem Briefträger. Sie hielten sich nie lange miteinander auf. Ein paar Worte, dann ging es wieder weiter. Aber es war doch schön, mitten im Wald einen vertrauten Menschen zu sehen.

„Na ja, bald kommt Weihnachten, da muß es wohl schneien. Du kannst es wohl auch kaum mehr erwarten, bis der Heilige Abend kommt, was?“

„Na klar“, sagte Maria. „Und dann haben wir Ferien. Vierzehn Tage keinen Schulweg! Darauf freue ich mich ganz besonders.“

„Na ja, wenigstens etwas. Denn mit den Geschenken wird es heuer nicht besonders gut ausschauen, was?“ fragte der Briefträger.

„Ich habe mir Strümpfe aus weicher Wolle gewünscht. Aber die Mutti hat keine weiche Wolle aufgetrieben. Nur die kratzende von den Bauern. Strümpfe aus solcher Wolle mag ich nicht. Da hab' ich schon zwei Paar davon.“

Das gehörte zu den Mißhelligkeiten des Winters. Maria haßte nichts so sehr wie kratzende Strümpfe. Sie verdarben ihr das ganze Leben. Im letzten Winter hatte ihr Frau Hauser ein Paar von ihren Seidenstrümpfen geschenkt, zum Druntertragen, damit sie das Kratzen der wollenen nicht spürte. Aber diese Strümpfe waren inzwischen so kaputt, daß nicht einmal die Großmutter mit ihren geschickten Händen sie mehr flicken konnte.

„Kind, sei froh, daß du überhaupt Strümpfe hast!“

Maria erwiderte nichts. Sie hatte es schon längst aufgegeben, auf die Sprüche der Erwachsenen zu antworten. So verschieden die Erwachsenen waren, in dieser Hinsicht waren sie alle gleich. Sie verlangten immer Dankbarkeit, weil man etwas hatte, das man absolut nicht wollte; es gab nämlich andere Kinder, die nicht einmal das besaßen. Der Briefträger merkte wohl, daß seine Bemerkung Maria ärgerte. Er wollte sie wieder versöhnen.

„Warte nur, bis der Weg ordentlich von oben bis unten ausgetreten ist. Dann kannst du mit der Rodel zur Schule sausen. Das wird dir gefallen.“

Aber Maria blieb grantig. „Nach der Schule muß ich die Rodel den Berg wieder hinaufziehen. Das ist der Nachteil. Wenn ich weiter in die Volksschule gehen könnt', bräuchte ich jetzt nicht bei dem grausigen Wetter nach Zell gehen!“

Der Briefträger lachte. „Na ja, so ist das halt. Tröst dich damit, daß ihr Schulkinder heutzutage wenigstens eine leichte Schultasche habt. Keine Schulbücher, kaum Hefte und höchstens eine Füllfeder und einen Bleistift.“

Das konnte Maria erst recht nicht trösten. Ihr tat es sehr leid

um die vielen Schulbücher, die zwei Soldaten im vergangenen Sommer abgeholt hatten, weil sie unter dem Nazi-System erschienen waren. Neue gab es noch keine.

„Wird alles kommen! Du wirst sicher bald wunderschöne neue Bücher bekommen. Als allererstes bekommt ihr Französischbücher. Ich habe schon eines gesehen. Eure Französischlehrerin hat es mir gezeigt, als ich ihr vorgestern das Care-Paket gebracht habe. Das Buch ist ziemlich dick, hat viele bunte Zeichnungen und erzählt alle möglichen Geschichten von einer gewissen Familie Dupont.“

„Aber wenn ich noch gar nicht Französisch verstehe“, sagte Maria.

„Na ja, das Buch ist ja dazu da, daß du es lernst! Übrigens, schau, was ich heute für dich habe. Aber sag es niemanden. Das bleibt unter uns, verstanden?“

Weil er im Krieg einen Arm verloren hatte, mußte er die schwere schwarze Umhängetasche im Schnee abstellen, um den Verschuß aufzukriegen. Dann wühlte er ein bißchen darin herum, aber so, daß die Briefe und Zeitungen nicht naß wurden.

„Da muß man aufpassen, heutzutage. Eine Qualität ist das! Da braucht eine Schneeflocke nur von ferne zu winken, schon löst sich das Papier auf!“ sagte er.

Dann hatte er gefunden, was er suchte. Eine Scheibe türkischen Honig, fein säuberlich in Stanniolpapier gehüllt. „Das hat mir die Wirtin von der Goldenen Krone geschenkt, weil ich ihr einen Brief von ihrem Mann gebracht habe. Du weißt ja, der ist zur Zeit in einem Anhaltelager, zur Umerziehung. Vor Freude hat sie mir dieses nahrhafte Geschenk gemacht.“

Maria machte große Augen. „Hat es den türkischen Honig auf die Lebensmittelkarten gegeben?“

Der Briefträger lachte. „Nein, das nicht. Aber die Frau hat Geld wie Heu. Und um Geld kriegst du alles. Ganz ohne Marken.“

Maria konnte den Blick nicht von der Süßigkeit lösen. „Das kann ich dir doch nicht wegessen“, sagte sie schließlich. „Wo du doch so dünn bist.“

„Nimm nur. Ich darf so süßes Zeug nicht essen“, sagte der Briefträger und drückte ihr die Scheibe in die Hand. „Meine Zähne vertragen das nicht. Ich trink’ ja auch jeden Tag Kaffee bei euch.“

„Der Kaffee schmeckt aber nicht so gut wie türkischer Honig“, sagte Maria.

„Etwas Warmes tut immer wohl!“ meinte der Briefträger. „Und den türkischen Honig ißt du am besten gleich auf. Zum Teilen ist es sowieso zu wenig.“ Dann nahm er die Posttasche auf und winkte Maria noch einmal zu. Nach zehn Schritten war er schon im Schneegestöber verschwunden.

Maria mußte die Fäustlinge ausziehen, um die weiße Köstlichkeit aus dem Stanniolpapier lösen zu können. Durch die Kälte war der türkische Honig sehr hart geworden. Sie biß ein Stückchen ab und ließ es langsam im Mund zergehen. Wenn man gleichzeitig die eingelagerten gerösteten Haselnüsse mit den Backenzähnen zermalmte, verschmolz beides zu einem einzigartigen Hochgenuß. Bis knapp vor dem Schulhaus lutschte und kaute sie. Dann war die Hälfte der Herrlichkeit zu Ende. Die zweite Hälfte bekam Fini. Ihre Mutter konnte auch keinen türkischen Honig auf dem Schwarzmarkt oder sonstwo besorgen. Es wäre Maria einfach zu schäbig vorgekommen, der Freundin nicht auch etwas abzugeben.

### 3

Die Handarbeitslehrerin hatte Grippe, und so fielen die zwei Stunden aus. Die herzlosen Schülerinnen freuten sich. Immerhin hatten sie soviel Anstand, nicht gerade vor den Ohren des Direktors in Jubel auszubrechen.

Besonders freuten sich die auswärtigen Schülerinnen über den freien Nachmittag. Als Maria gegen zwei heimkam, saß Frau Vogl in der Küche. Die Mutter hatte den Flickkorb neben sich stehen, und die Großmutter klapperte eifrig mit den Stricknadeln. Es war ihr gelungen, von der Blaserbäuerin einen Knäuel Wolle zu ergattern, und nun konnte sie endlich Fäustlinge für Willi stricken. Der Vater ging in der kleinen Küche auf und ab, vom Fenster zum Herd, vom Herd zur Tür und wieder zum Fenster. Die Mutter, die dieses Herumlaufen in ihrer Küche verabscheute, saß ruhig hinter dem Tisch und sagte nichts.

Maria kannte Frau Vogl recht gut, weil ihr Mann auch Lehrer gewesen war und die Familien sich ab und zu getroffen hatten. Nach dem Hochamt am Sonntag waren die Eltern mit ihrer jeweiligen Kinderschar ins Gasthaus gegangen. Die Kinder der Familie Vogl waren allerdings älter, bis auf den Jüngsten, den Nachzügler. Die Erwachsenen hatten ein Glas Wein getrunken, die Kinder eine Limonade, und alle hatten Salzbrezen dazu geknabbert.

Das war in den ersten Jahren des Krieges gewesen. Dann hatte sich alles verändert. Der Vater war einberufen worden, und nicht lange danach war auch Herr Vogl plötzlich verschwunden. Er war von der Gestapo verhaftet worden.

Die Mutter hatte Frau Vogl in dieser Zeit öfters besucht, aber niemals eines der Kinder mitgenommen. Und nie hatte sie über ihre Besuche gesprochen. Weder die Mutter noch Frau Vogl waren nach der sonntäglichen Messe jemals wieder in das Gast-

haus gegangen, so daß Maria auch die Kinder nur noch selten gesehen hatte. Selbst bei den raren Begegnungen waren sie wortkarg gewesen.

„Du bist schon zurück von der Schule?“ fragte Mutter erstaunt.

Maria erklärte, warum sie heute nachmittag frei hatte. Die Großmutter legte ihr Strickzeug beiseite, holte eine Tasse aus dem Schrank und schenkte Maria heißen Kaffee ein. Vater schaute Frau Vogl fragend an.

„Vielleicht sollte Maria lieber in der Stube ihren Kaffee trinken?“

„Nein, nein, von mir aus nicht. Sie kann ruhig dabei sein, wenn ich euch von meinem Mann erzähle. Nicht wahr, Maria, du hast ihn ja auch gekannt? Wir sind ja manchmal zusammen gewesen. Der Hans und ich und unsere Kinder, und ihr mit euren Kindern.“

„Ja, wenn du meinst“, sagte der Vater. Und zu Maria gewandt fuhr er fort: „Maria, paß gut auf, was Frau Vogl über ihren Mann erzählt. Und vergiß es nicht. Er war ein Held, ein wirklicher Held.“

„Nun, ihr wißt ja, Hans hat als Hauptschuldirektor der Nationalsozialistischen Partei quasi beitreten müssen. Aber gleichzeitig ist er mit einer kleinen Gruppe von Widerstandskämpfern in Kufstein, Wörgl, Hopfgarten und Kitzbühel in Kontakt gekommen. Das habe ich damals auch nicht gewußt. Er hat mit mir nie über diese Dinge geredet. Ich habe es erst in den letzten Tagen erfahren. Das meiste durch die wenigen Mitstreiter von Hans, die das Regime überlebt haben und die mich nun besuchen und mich über seine Tätigkeiten informieren. Am 20. Juni 1941 war Hans das erste Mal bei einem geheimen Treffen in Kufstein. Einige Monate später, im Jänner 1942, hat er Alois Graus aus Hopfgarten kennengelernt. Das war ein Postbeamter. Ein Kommunist. Der hat Hans bei uns zu Hause besucht und ihm eine Informationsschrift aus Berlin mitgebracht. Ich kann mich noch genau an diesen Tag erinnern. Von da an hat Hans regelmäßig an den Treffen teilgenommen und

immer wieder Geld für die Widerstandsbewegung gespendet. Auch das hab' ich erst später erfahren. Er hat mir auch niemals Flugblätter oder ähnliches gegeben. Wahrscheinlich wollte er mich schützen. Wer nichts weiß, kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden – so hat er wohl gedacht.“

„Auch uns hat er nicht ins Vertrauen gezogen“, sagte der Vater. „Dabei habe ich ihn gut gekannt. Wir haben uns verstanden. Ich habe ihn gerne gehabt.“

„Nun ja, daß er kritisch war gegenüber dem Nazi-System, das war uns schon klar“, sagte die Mutter. „Das hat er uns ganz deutlich zu verstehen gegeben.“

„Leider Gottes hat er auch in einer Elternversammlung eine Bemerkung fallen lassen, wie ‚Maler, Anstreicher, Patzer‘. Das hätte er nicht tun sollen! Auch damit hat er die Aufmerksamkeit und den Unwillen der Regimetreuen erregt.“

„Daß er mit organisierten Widerstandsleuten zu tun hat, davon haben wir bis zu seiner Verhaftung nichts geahnt. Dann haben wir uns schon denken können, warum er so oft nach Kufstein gefahren ist“, ergänzte die Mutter.

„Ja, dort ist der Widerstand gewachsen. Da war die Adele Stürzl, die ja auch von den Nazis hingerichtet worden ist, als Hochverräterin und Kommunistin“, sagte Frau Vogl. „Auch von ihr habe ich erst nach dem Krieg Genaueres erfahren.“

„Es war halt sehr gefährlich, so etwas zu wissen“, meinte die Großmutter. „Meine eigene Tochter hat mir auch die längste Zeit verheimlicht, daß sie einen Kriegsgefangenen auf dem Dachboden versteckt gehabt hat.“

„Nicht die längste Zeit“, widersprach die Mutter. „Nur drei Tage.“

Da Frau Vogl diese Geschichte schon kannte, fuhr sie mit ihrem eigenen Bericht fort.

„Am 10. April 1942, dieses Datum vergesse ich nie, solange ich lebe, war ich zur Näherin gegangen, um mir ein Sommerkleid machen zu lassen. Ein wunderschöner Frühlingstag war's, als ich über die Zillerbrücke nach Zellbergeben ging. Gegen vier Uhr kam ich heim, und da war buchstäblich der Teufel los!

Zwei Männer von der Gestapo und ein Gendarm waren in unserer Wohnung und wühlten und beschlagnahmten. Sie hatten schon den Schreibtisch und den Bücherschrank ausgeräumt, und pausenlos befragten sie Hans. ‚Wir müssen Ihren Mann mitnehmen, Frau Vogl‘, sagten die beiden, ‚Sie hören dann schon, wohin er gebracht wird, zuerst kommt er einmal nach Innsbruck.‘

Ich hab’ ihm einen kleinen Koffer mit seinen persönlichen Sachen packen müssen, Kamm, Zahnbürste, Waschlappen, einen warmen Pullover. Und immer habe ich nur denken können: Warum ausgerechnet Hans? Warum nur? Warum?

Dann mußte er gehen. Das war schlimm. Und das Warten. Was wird weiter passieren?

Endlich kam ein Schreiben von meinem Mann. Es war natürlich zensuriert. Er sei in Innsbruck, ich solle bei der Gestapo um eine Besuchserlaubnis ansuchen. Dann könnte ich ihn kurz sehen und sprechen.“

Frau Vogl hielt inne. Die Erinnerung ließ allen Gram wieder erstehen. Die Mutter griff nach ihrer Hand und streichelte sie.

„Also, ich machte alles. Zuerst zur Gestapo, einen Besuchschein holen, damit zum Gefängnis. Das war ein bitterer Gang. Es sollte noch bitterer kommen. Hans wurde aus seiner Zelle geholt. Als er mich sah, fing er an zu weinen.“

Wieder verstummte Frau Vogl. Auch Großmutter und die Eltern schwiegen. Frau Vogl zog ein Taschentuch aus ihrem Jackenärmel und wischte sich über die Augen. „Ich habe ihm von den Kindern erzählt. Die Kinder waren ja immer brav. Das hat ihn ein bißchen gefreut und getröstet, glaube ich.“

„Ja, du hast ja wirklich gute Kinder, Hilde“, sagte die Mutter.

Von wegen gar-so-brav! Maria fiel bei soviel Lob sofort ein, wie sich der jüngste Vogl einmal vor Zorn brüllend auf dem Boden der Gaststube gewälzt hatte. Aber sie sagte nichts. Das würde wirklich nicht hierher passen. Immer kann man die Wahrheit halt nicht durchsetzen.

„Die Kinder waren mir eine Stütze, das hat Hans gewußt, und das hat ihn sicher aufgerichtet“, fuhr Frau Vogl fort. „Ich habe

ihn alle vierzehn Tage besuchen dürfen. Ab und zu gab's auch für mich ein Verhör bei der Gestapo. Aber ich habe ja wirklich von nichts eine Ahnung gehabt. Man hat mir nahegelegt, mich scheiden zu lassen!“

„Das wäre für dich nie in Frage gekommen!“ sagte die Großmutter.

„Nie!“ bestätigte Frau Vogl. „Niemals! Ich habe immer zu meinem Mann gehalten. Ja, und dann, im Herbst 1943 wurde er vom Gefängnis ins Lager Reichenau am Stadtrand von Innsbruck gebracht. Dort gab es keine Besuche. Doch das Lager Reichenau war nur ein Übergang. Das wirkliche Unheil hieß Dachau. Dachau bei München war ein Konzentrationslager. Ab und zu kam einer der erlaubten Briefe, deren Inhalt zensuriert und vorgeschrieben war. Aber zweimal erhielt ich auch einen richtigen Brief, einen Brief, in dem Hans seine wahre Situation schilderte. Ein SS-Mann, der vielleicht selbst schon den Untergang spürte und sich eine Fluchttür öffnen wollte oder vielleicht auch Mitleid verspürte, hatte diese zwei Briefe herausgeschmuggelt.

Im Jahr 1944 wurde Hans dann ins Gefängnis von Stadelheim-München verlegt. Im April, zwei Jahre nach seiner Verhaftung, fand die Verhandlung statt, und er wurde mit mehreren anderen Widerstandskämpfern zum Tode verurteilt. Das war wohl die bitterste Zeit. Wie ihr wißt, war unser Ältester schon Soldat. Er hatte gerade Fronturlaub und fuhr sofort nach Innsbruck, um beim Gauleiter Hofer Gnade für seinen Vater zu erbitten. Die Antwort war ‚Nein!‘ Wir fuhren dann gemeinsam nach Stadelheim bei München, um Hans ein letztes Mal zu sehen. Am 30. Juni wurde er mit sechs anderen Angeklagten der Unterländer Widerstandsgruppe hingerichtet. Aber das ist auch dir, Robert, schon bekannt.“

Der Vater nickte. „Ja, das hat mir Luisa geschrieben. Ich habe den Brief bekommen, als wir gerade in arge Rückzugsgefechte verwickelt waren.“

„Einige Tage später bekam ich dann ein Päckchen zugestellt. Ein kleines Päckchen. Absender: Strafgefängnis Stadelheim. Als

ich es aufmachte, fand ich den Abschiedsbrief, seinen Kamm, seine Geldtasche. Ich habe eine Todesanzeige in die ‚Innsbrucker Nachrichten‘ gesetzt. Darauf kamen viele Beileidschreiben, Hans hatte ja zahlreiche Bekannte und Freunde. Da habe ich dann eine Danksagung in die Zeitung gegeben. Aber das war den Behörden dann doch zuviel. Wie konnte man um einen Hochverräter öffentlich trauern! Gleich am nächsten Tag holte mich ein Gendarm ab und brachte mich zum Verhör nach Innsbruck.“

„Aber da hast du zu einer List gegriffen, Hilde“, sagte die Mutter.

„Ja!“ Nun konnte Frau Vogl sogar ein bißchen lächeln. „Diese List haben damals viele Frauen gebraucht. Ich habe meinen Jüngsten mitgenommen. Der ist ganz unbefangen im Zimmer herumspaziert, und als sie mich dabehalten wollten, habe ich gesagt: ‚Gut, dann müßt ihr mein Kind auch dabehalten. Ich nehme es zu mir in die Zelle.‘ Aber das wollten sie denn doch nicht. So wild und temperamentvoll, wie der Bub ist!“

Da machte Maria das erstemal den Mund auf. Sie sagte: „Das glaube ich gern.“

Die Mutter warf Maria schnell einen ermahnenden Blick zu, aber Maria wollte sowieso nicht mehr sagen. Frau Vogl erzählte weiter: „Die Gestapo-Leute haben mir gedroht und mich streng ermahnt, nur ja nicht mehr aufzufallen, aber dann haben sie mich heimgehen lassen.“

„Da hast du Schweres mitgemacht, Hilde!“ sagte der Vater.

„Ja, und dazu die täglichen Sorgen um das Allernötigste. Die Nazis haben ja nach der Verurteilung von Hans alle Zahlungen eingestellt“, ergänzte die Großmutter.

„Zum Glück hatten wir ein bißchen was Erspartes“, sagte Frau Vogl. „Sonst hätte ich wirklich nicht gewußt, wie ich mich und die Kinder hätte durchbringen können.“

„Nun wirst du wohl hoffentlich Entschädigung bekommen! Dein Mann war ein Widerstandskämpfer. Man sollte die Schule oder den Platz vor der Schule nach ihm benennen. Und die Menschen sollten sich ein Vorbild an ihm nehmen. Er war

einer der wenigen bei uns, die es gewagt hatten, mit organisierten Leuten gegen das Hitler-Regime zusammenzuarbeiten.“ Der Vater hatte sich geradezu in Rage geredet.

Aber Frau Vogl schüttelte nur den Kopf. „Das ist nicht so einfach, wie du denkst. Im Dorf gibt es genug, die mir verübeln, was Hans gemacht hat. Im Herzen sind sie alte Nazis geblieben und denken: ‚Der Vogl, der ist auch so einer, wegen dem wir verloren haben. Der hat auch ein bißchen schuld daran, daß wir besiegt worden sind.‘ Und meistens sind es einflußreiche Leute, die so denken. Sagen tun sie es natürlich nicht. Zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Aber denken. Und dementsprechend handeln.“

„Aber jeder muß doch endlich begreifen, was wirklich passiert ist. In den Zeitungen gibt es Fotos von den Konzentrationslagern, es gibt Berichte von den schrecklichen Verbrechen an den Juden und Zigeunern. An den Geisteskranken. An den Homosexuellen. Und natürlich an den Politischen.“

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Die Leute wollen nichts davon hören. Sie wollen in Ruhe gelassen werden. Sie sind der Meinung, daß sie eh schon gestraft genug sind, daß sie viel mitgemacht haben und noch immer viel mitmachen und daß endlich Schluß sein sollte mit der Vergangenheit.“

„Die Vergangenheit lebt aber weiter“, sagte die Großmutter.

„Von Lidice und Oradour haben wir schon während des Krieges erfahren. Die Nazis haben ihre Untaten dort als gerechte Vergeltungsschläge dargestellt. Nun kommen auch ab und zu Meldungen über die Greuel der Nazis in Rußland, im Baltikum, in der Ukraine. Der Briefträger hat mir neulich einen Artikel zu lesen gegeben. Allein in Weißrußland sind 628 Dörfer von deutschen Strafkommandos ausgelöscht worden, wobei die Dorfbewohner oft in Scheunen, Schulen und Kirchen getrieben und verbrannt worden sind. Das muß man sich einmal vorstellen. Und unsere Leute hier kommen noch immer nicht zur Besinnung!“

Alle schwiegen. Die Großmutter hatte die Hände vor das

Gesicht geschlagen. Maria überlegte, ob sie wohl an ihren vermißten Sohn, den Onkel Hermann, dachte. Frau Vogl stand auf und wollte sich verabschieden, da nahm die Großmutter die Hände von den Augen. Ihre Wangen waren naß von Tränen.

Maria schob den Vorhang zur Seite, um nach dem Wetter zu schauen. Doch die Fenster waren von unten bis oben dick mit Eisblumen bedeckt. Es war unmöglich, etwas von draußen wahrzunehmen. Das spielte an diesem Morgen auch keine Rolle. Es war der vierundzwanzigste Dezember. In der Schule gab es keinen Unterricht, sondern nur eine Feierstunde. Der Herr Direktor hatte dafür gesorgt, daß jede Klasse über ein paar Fichtenzweige und eine Kerze verfügte. Die Schüler sollten ein paar Weihnachtslieder singen und eine dazupassende Geschichte lesen. Den auswärtigen Schülern hatte er freigestellt, ob sie kommen wollten oder nicht. Maria wollte nicht.

Wie jeden Tag kostete es sie große Überwindung, aus dem noch bettwarmen Flanellhemd zu schlüpfen und die frostigkalte Unterwäsche anzuziehen. Aber was blieb ihr anderes übrig! Wie jeden Morgen holte sie auch heute den Ziegelstein unter der Bettdecke hervor. Am Nachmittag schlichtete der Vater die sechs Ziegelsteine sorgfältig ins Backrohr des Herdes. Der Herd mußte fürs Kochen geheizt werden, und so wurden sie ohne zusätzliche Energieverschwendung erhitzt. Kurz vor dem Schlafengehen packte der Vater die herrlich heißen Ziegelsteine in alte Fetzen und legte in jedes Bett einen, auch in das Gitterbettchen von Lisa. Hier gaben die Steine die gespeicherte Hitze langsam ab und wärmten das eiskalte Bett im ebenfalls eiskalten Zimmer ein bißchen auf.

Maria trug den nun völlig erkalteten Ziegelstein in die Küche. Hier ging es bereits recht ungemütlich zu. Die Großmutter war schon beim Putzen. Am Heiligen Abend mußte das ganze Haus gescheuert werden. Auch wenn es ein vorsintflutliches Haus war, wie Mutter immer betonte, so mußte es doch blitz-

blank geputzt sein. Überhaupt zu Weihnachten. Und Maria hatte beim Saubermachen mitzuhelfen. Gleich nach dem Frühstück trug ihr die Mutter auf, die Schubladen der Küchenkredenz einzeln auszuräumen, mit einem feuchten Tuch auszuwischen und nachher alles wieder ordentlich einzuschlichten. „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich lieber in die Schule gegangen,“ empörte sich Maria laut. Aber die Mutti ließ keinen Protest gelten. „Wir müssen zusammenhelfen, damit wir bis zum Nachmittag fertig sind. Da wird gebadet, das weißt du ja.“

Zum Glück erlöste sie der Vater nach der fünften Schublade aus der Putzfron. Die Feierstunde der Volksschule war nun beendet, und so hatte auch er frei. Der Vater lud sie ein, mit ihm in den Wald zu gehen, einen Christbaum zu suchen.

Das war so Brauch in der Gegend: Der Lehrer durfte sich aus dem Gemeindewald unbegrenzt dürres Holz für seinen Ofen und einen Christbaum für die Stube holen.

Trotzdem mußte es heimlich geschehen. Willi und Lisa sollten den Baum erst am Abend im Kerzenschimmer sehen. Willi war zwar bereits aufgeklärt. Er hatte durch seine Mitschüler den Glauben an das Christkind verloren. Für Lisa mit ihren zwei Jahren war es das erste Weihnachtsfest mit dem Vater. Und für den Vater das erste Fest mit ihr. Es sollte ein wunderschönes, geheimnisumwittertes, märchenhaftes Weihnachtsfest werden. Nur Maria, die große und vernünftige Tochter, wurde in die Vorbereitungen einbezogen.

Es war auch für Maria das erstmal, daß sie den Vater beim Baumholen begleiten durfte. Vor drei Jahren, als Vater noch nicht im Krieg gewesen war, hatte er sie nicht mitgenommen. Da war sie eben auch noch zu klein gewesen für so ein wichtiges Unternehmen.

Der Vater holte die große scharfgeschliffene Hacke aus dem Schuppen und schulterte sie gekonnt wie ein gelernter Holzhacker. Maria nahm die kleine leichte Säge, zog sich die Mütze über die Ohren, und dann stiefelten sie los. Es war ein kalter Tag, der Himmel tiefblau und wolkenlos. Der Vater ging voran

und bemühte sich, kleine Schritte zu machen, damit Maria in seine Fußstapfen treten konnte. Bei jedem Schritt sank er bis zu den Waden im Schnee ein.

Um im tiefverschneiten Wald einen ordentlichen Christbaum zu finden, mußte man sich bereits in der schneefreien Zeit gründlich umgeschaut haben. Da Vater das Weihnachtsfest und besonders den Christbaum sehr ernst nahm und überhaupt ein fürsorglicher Mann war, hatte er das gleich in den ersten Tagen nach seiner Heimkehr getan. So stapfte Vater sehr zielsicher dem einen ausersehenen Bäumchen zu. Das wuchs natürlich nicht in der Nähe eines Weges, sondern versteckt in einem entfernten und hochgelegenen Wald. Nachdem sie eine gute halbe Stunde bergauf marschiert waren, zuerst in südlicher Richtung bis zu einem Holzstoß, dann leicht nach Westen und etwas später nochmals nach Süden, blieb der Vater stehen und schaute sich suchend um.

„Also, hier in der Nähe müßte es sein.“

Maria schaute auch. Im strahlenden Sonnenschein standen die Jungbäume gruppenweise beisammen. Von den kleineren unter ihnen war praktisch nichts zu sehen: Nur höhere oder flachere Hügelchen erhoben sich über die geschlossene Schneedecke. Die größeren konnte man gut als Bäume ausnehmen. Allerdings waren Äste und Zweige so dicht mit Schnee umhüllt, daß von ihrer Beschaffenheit, dem Wuchs oder der gleichmäßigen Anordnung der Zweige – Dinge, denen Vater bei einem Christbaum großes Gewicht beimaß – nichts zu sehen war. Er trat zu dem dritten von links und rüttelte ihn sanft. Eine Wolke von Schnee ergoß sich über Mantel und Schuhe. Als sich das Gestöber gelegt hatte, kam ein dünnes, verhutzelttes Bäumchen zum Vorschein, das seine mageren, von der Last befreiten Ästchen nun dankbar zum Himmel richtete.

„Na, das ist wohl nicht der Gesuchte“, sagte der Vater und fing an, den nächststehenden zu beuteln. Beim dritten hatte er Erfolg. Ein hübsches Bäumchen kam zum Vorschein, vielleicht eineinhalb Meter groß, gerade gewachsen, regelmäßig angeordnete Äste, schöne dichte Nadeln. „In der dritten Reihe fehlt ein

Zweig, aber da kann ich ein kleines Loch bohren und einen Zweig einsetzen. Dann ist er genau symmetrisch“, meinte der Vater.

„Muß er das denn sein?“ fragte Maria. „Mir gefallen die wildgewachsenen genau so gut.“

„Nein, nein“, sagte der Vater. „Deine Mutter will einen hundertprozentig ordentlichen Baum. Und recht hat sie. Unordnung gibt es sowieso schon genug auf der Welt.“

Dann nahm er die Hacke, machte zuerst zwei Kerben in den Stamm und schnitt dann mit Hilfe der Säge in kurzer Zeit den Baum ab. Dabei piffte er vor Vergnügen. Er war sehr mit sich zufrieden. „Ich glaube, das ist der schönste Christbaum, den wir jemals gehabt haben“, erklärte er.

„Aber Vater, das sagst du jedesmal!“

Der Vater schaute verdutzt. „So, sag’ ich das? Ich kann mich gar nicht mehr erinnern. Aber es kann schon sein. Christbäume gefallen mir halt einfach.“

Am Nachmittag kam dann das Baden an die Reihe. Es wurde nicht oft gebadet in der Familie, nur zu allen heiligen Zeiten. Weihnachten war so eine heilige Zeit. Der Vater schleppte kübelweise Wasser vom Brunnen in die Küche, wo es in einem großen Kessel heiß gemacht wurde. Großmutter breitete eine dicke Lage Zeitungspapier auf den Fußboden. Dann holte Vater die große Blechwanne vom Schuppen herein. Sie wurde mit heißem Wasser gefüllt. Zuerst kamen die Kinder an die Reihe. Erst Lisa, dann Willi und zum Schluß Maria. Großmutter hatte schon frische Wäsche hergerichtet. Als alle drei Kinder gebadet und angezogen waren, ging die Großmutter mit ihnen in die Stube, denn nun badeten Vater und Mutter. Zum Schluß sollte Großmutter an die Reihe kommen.

So wenig Platz die kleine Lehrerwohnung hatte, Großmutter und Eltern richteten es immer so ein, daß sie sich nie vor den Kindern nackt auszogen. Als Marias Bett, so wie Willis und Lisas, noch im Schlafzimmer der Eltern stand, hatte sie einmal so getan, als ob sie schon schlief. Sie war auch schon als kleines Kind immer sehr wißbegierig gewesen. Aber Mutti

hatte ihre Täuschung erkannt und sich daraufhin längere Zeit mit Vater darüber unterhalten, wie sehr man doch aufpassen müsse bei diesen neugierigen Kindern. Zu fragen, warum die Eltern so geheimnisvoll taten, traute sich Maria nicht. Nur mit Fini hatte sie einmal darüber gesprochen. Aber deren Eltern hielten es genauso.

Die Großmutter schaltete das Radio ein. Außer Krächzen und Rauschen war nichts zu hören. Das grüne Auge des Apparats blinzelte nur höhnisch bei Großmutter's verzeifelten Versuchen, doch noch einen halbwegs klaren Klang hereinzubekommen. Schließlich gab sie es auf. Sie nahm Lisa auf den Arm und befahl: „Maria, lies uns eine Geschichte vor. Ein Weihnachtsmärchen.“

Maria holte das dicke Buch aus dem Schrank. Es war sehr groß und schwer, denn es barg zwischen den dicken, festen Einbanddeckeln eine große Anzahl von Märchen aus vielen Ländern. Zu Weihnachten war immer das Andersen-Märchen vom kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzchen dran. Früher hatte die Großmutter ihr daraus vorgelesen, jetzt las sie ihr vor. Aber Maria war erst an der Stelle, wo das kleine, arme Mädchen das dritte Schwefelhölzchen anzündet, als der Vater die Tür öffnete. Auch seine Ohren blitzten vor Sauberkeit, und die Haare, viele hatte er ja nicht, waren noch feucht.

„So, Kinder“, sagte er, „ihr geht jetzt wieder in die Küche. In der Stube muß es nun bis zum Abend ganz leise und still sein. Damit das Christkind den Christbaum in die Stube stellen kann.“ Dabei zwinkerte er Maria und Willi zu. Sie wußten ja Bescheid, aber Lisa mußte der Glaube noch erhalten bleiben.

Also legte Maria einen Zettel in das Buch, bevor sie es zuklappete. Sie wollte das Märchen in der Küche fertig lesen. Denn obwohl die Geschichte mit dem Tod des armen, kleinen Mädchens endete, war sie doch wunderschön, und Maria liebte sie. Auch Großmutter schien sie jedesmal wieder zu gefallen und sie traurig zu machen.

Nachdem Maria fertiggelesen hatte, saß Großmutter still da. Sie hatte die Brille abgenommen und die Hände gefaltet. Ohne

ein Wort zu reden, starrte sie auf die rote Kerze, die Mutter zwischen das Fenster gestellt hatte. Maria ahnte, daß es nicht nur die Geschichte von dem Mädchen mit den Schwefelhölzchen war, die Großmutter traurig machte. Sie dachte wohl an Onkel Hermann.

Im Vorjahr zu Weihnachten waren alle drei Männer im Krieg gewesen. Heute waren Vater und Onkel Fritz zurück, aber von Onkel Hermann wußte man nichts. Sicher sorgte sich auch die Mutter um Onkel Hermann, aber sie war glücklich, weil ihr Mann wieder daheim war. Jeder konnte es sehen, wie glücklich sie war. Und die Großmutter war auch glücklich, vor allen Dingen wegen Onkel Fritz. Auch er war zurückgekehrt. Er konnte den Heiligen Abend zwar nicht mit ihnen verbringen, weil er den ganzen Tag in Innsbruck arbeiten mußte und die Zugverbindungen sehr schlecht waren. Aber morgen würde er sicher kommen. Das hatte er Großmutter auf einer schönen, selbstgezeichneten Weihnachtskarte mitgeteilt. Sie war erleichtert und glücklich, aber um Onkel Hermann sorgte sie sich. Je mehr Zeit seit seiner letzten Post verstrich, desto mehr sorgte sie sich.

Später holte der Vater die Kinder aus der Küche, um mit ihnen in das Klassenzimmer hinaufzugehen. Auch diesen Brauch kannte Maria noch aus der Zeit, bevor der Vater in den Krieg geschickt worden war. Sie kam gerne mit.

Vater nahm Lisa auf den Arm, und so stiegen sie zu viert die Treppe zum ersten Stock hinauf. Vater machte kein Licht. Sie traten zum Fenster. So wolkenlos und schön wie der Tag gewesen war, zeigte sich auch die Nacht hell und klar. Wohin man schaute, auf die Berge, den Brunnen, die Bäume oder den Zaun, der vom Wald herunter bis zum Weg führte, über allem lag eine glitzernde, blendendweiße Schneedecke. Am Himmel funkelten die Sterne, aber es waren nur die größeren zu sehen. Das Licht der kleineren wurde vom Mond überstrahlt. An so einem Abend kann man sogar den Winter gern haben, dachte Maria.

Der Vater hob Lisa nahe zum Fenster, damit sie besser hinaus-

schaufen konnte. „Jetzt müssen wir aufpassen“, sagte er. „Wenn ein Stern herunterfällt, dann kommt das Christkind.“

Sie schauten und schauten, sogar Willi schien gefangen zu sein von dieser stillen, strahlenden Nacht. Da tönte auf einmal ein zartes Klingeln von der Wohnung herauf.

„Ah, habt ihr es gehört?“ rief der Vater, und seine Stimme klang ehrlich aufgeregt. „Das war das Christkind!“

Er packte Lisa, und so schnell sie konnten, liefen sie die Treppe hinunter. Die Tür zur Stube stand offen. Auf der Kommode prangte das Bäumchen, das Vater und Maria heute im Wald geholt hatten. Aber es war kaum mehr zu erkennen. Auf seinem Wipfel funkelte der silberne Stern, Lametta zog sich glitzernd über die Zweige, weißes Engelshaar schimmerte, und dazwischen glitzerten bunte Würfelchen. Maria wußte, das waren in Seidenpapier gehüllte Zuckerstücke, die sich die Erwachsenen mühsam vom Kaffee abgespart hatten. Auch die fünf roten und blauen Glaskugeln, die den Transport aus Südtirol unversehrt überstanden hatten, hingen, so wie in den Jahren vorher, an den Zweigen. Nicht einmal brennende Kerzen fehlten. Und unter dem Baum lagen sechs in Weihnachtspapier gehüllte Päckchen. Spitz saß, beide Vorderpfoten weit von sich gestreckt, daneben. Er spielte mit den Ohren und machte ein Gesicht, als wolle er sie bewachen.

Wie gebannt blieben die Kinder stehen und betrachteten ihren Christbaum. Der Vater stupste Maria an. Seine Augen blitzten vor Stolz. „Na, was sagst du? Schaut er nicht prächtig aus?“

Dann stimmte er das Lied von der Stillen Nacht an, und alle fielen ein und sangen gemeinsam weiter.

Plötzlich erschrak Maria. Unter die hellen Stimmen mischte sich ein sonderbarer Ton, ein heimlicher Laut. Er kam aus der hintersten Ecke des Zimmers, dort, wo der Diwan stand und wohin der Schein der Kerzen nicht drang. Im ersten Augenblick glaubte sie, Kitty weine. Nun war auch die Mutter aufmerksam geworden, sie verstummte und wandte sich um. Nur der Vater hatte anscheinend nichts bemerkt. Er hielt noch immer die kleine Schwester auf dem Arm und sang gefühlvoll

und mit strahlenden Augen: „Schlafe in himmlischer Ruh, schlafe in himmlischer Ruh.“

In diesem Augenblick hatte Maria schon entdeckt, daß es Großmutter war, die jene sonderbaren Töne ausstieß. Sie saß auf dem Diwan, hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen, und zwischen den Fingern sickerten Tränen hervor. Großmutter weinte!

Maria stürzte zu ihr.

„Großmutter, was hast du? Warum weinst du?“

Aber während sie noch auf Großmutter einredete, wußte sie doch schon ganz genau, warum die Großmutter weinte. Sie weinte um Onkel Hermann.

Nun hörte auch der Vater zu singen auf und stellte Lisa auf den Boden. Die Großmutter nahm die Hände vom Gesicht. „Es tut mir leid, daß ich euch die Freude verderbe“, sagte sie. Nun waren die Tränen versiegt, aber ihre Lippen zuckten, und die Augen blickten so traurig, daß Maria alles getan hätte, um die Großmutter wieder fröhlich zu stimmen. Doch sie wußte, daß es nur eines auf der Welt gab, das sie trösten könnte: die Nachricht von Onkel Hermanns Heimkehr.

Maria schmiegte sich an die Großmutter. Sie hatte den Onkel Hermann auch sehr geliebt. Bis zu jener Nacht, als er betrunken sein schreckliches Geheimnis ausgeplaudert hatte. Er war als SS-Standartenführer in Rußland gewesen und hatte Kinder, Frauen und alte, unbewaffnete Männer erschossen. Damals war für Maria eine Welt eingestürzt. Sie war Onkel Hermann in den letzten zwei Tagen, die er noch daheim verbrachte, aus dem Weg gegangen. Dann war sein Fronturlaub zu Ende gewesen, und er hatte wieder zu seiner Einheit zurückkehren müssen.

Die Großmutter hatte seinen Entschluß, zur Waffen-SS zu gehen, nie gebilligt. Das hatte sie im Gespräch mit Mutti oder dem Briefträger oft gesagt. Wahrscheinlich war sie über seine Verbrechen genauso so bestürzt und entsetzt wie Maria. Aber es war ihr Sohn, und sie wünschte, er möge heimkommen.

„Die erste Weihnacht nach dem Krieg“, sagte die Mutter.

„Wieviele Menschen haben sie nicht mehr erlebt. Wieviele Menschen müssen heute noch trauern und weinen.“

„Der verdammte Hitler!“ sagte die Großmutter.

„Es war nicht der Hitler allein. Da haben viele mitgemacht. Zuviele. Irgendwie haben auch wir mitgemacht. Aber davon will heute schon fast niemand mehr etwas wissen!“ rief der Vater. „Heute gibt’s nur mehr die Opfer. Opfer, wohin man schaut!“

„Robert, ich bitte dich, fang nicht zu politisieren an unterm Christbaum“, sagte die Mutter.

„Schaut einmal, was die Lisa da macht!“ rief Willi. Lisa war es wohl langweilig geworden. Sie war noch zu klein, um etwas von den Gesprächen der Erwachsenen zu verstehen. So hatte sie sich unbemerkt zum Baum geschlichen. Da stand sie nun auf den Zehenspitzen und versuchte, nach einigen der besonders weit herunterhängenden glitzernden Lamettafäden zu haschen.

„Um Gottes Willen, wenn sie den Christbaum umreißt!“ rief die Mutter erschrocken.

„Und ich will endlich mein Packerl aufmachen“, murkte Willi. Der Vater hob Lisa wieder auf und setzte sie auf seine Schulter. „So, kleiner Frechdachs, nun kannst du nichts mehr anstellen!“ Die Mutter nahm die Päckchen, eins nach dem anderen, zur Hand und verteilte sie. Zuerst kam die Großmutter dran. Sie erhielt warme, mit Plüsch gefütterte Hausschuhe. „Die Gruberin hat sie selbst genäht“, erklärte die Mutter stolz. „Und der Plüsch ist fast neu. Ich habe ihn von einer Hausiererin getauscht. Vorkriegsware!“

Was sie der Frau dafür geben hatte müssen, sagte sie nicht. Die Großmutter mußte die Patschen gleich anprobieren. „Sie sitzen wie angegossen“, sagte sie. „Nun werde ich keine kalten Füße mehr haben. So warm, wie die Patschen sind!“

Inzwischen hatte auch Maria ihr Geschenk aus der Verpackung geschält. Aber was sollte das sein? Zwei lange gestrickte Röhren in einem leuchtenden Blau, das sie an Muttis Pullover erinnerte. Klar, der Pullover, den die Mutti immer sonntags –

und nur sonntags – anzog, hatte dieselbe Farbe. Am schmalen Ende der Röhren steckten Stricknadeln, und außerdem war noch ein Knäuel Wolle dazu gepackt. Die Röhren fühlten sich zart und fein an, wollig und samtweich. Genau wie der Pullover, wenn sie sich an die Mutti kuschelte.

„Aber Mutti, hast du – hast du – werden das Strümpfe – hast du womöglich deinen Pullover aufgetrennt, deinen schönen Sonntagspullover?“

„Psst“, sagte die Mutter und deutete mit den Augen auf Lisa. Aber die achtete auf nichts. Sie war dabei, mit Vaters Hilfe die Kerzen auszublase. Leise fuhr die Mutter fort. „Du weißt ja, es war einfach keine weiche Wolle zu kriegen. Da habe ich halt den Pullover aufgetrennt, und die Großmutter und ich haben angefangen, Strümpfe daraus zu stricken. Sie einen und ich einen. Wir sind nicht ganz fertig geworden. Aber längstens in ein, zwei Tagen haben wir es geschafft. Dann brauchst du keine kratzenden Strümpfe mehr zu tragen.“

Maria fiel der Mutter um den Hals. Etwas Besseres hätte Mutter ihr gar nicht schenken können als die Erlösung von den kratzenden Strümpfen.

Willi bekam eine Rodel, die der Vater durch Vermittlung des Briefträgers bekommen hatte. Sie war gebraucht, schaute aber nun sehr schön aus, denn Vater hatte den Sitz mit grünweiß gestreiften Gurten erneuert.

Für Lisa hatte die Großmutter eine Stoffpuppe genäht. Maria erkannte in dem Rosa des Körpers eines ihrer alten Unterhemdchen. Das Gesicht hatte der Vater, der gut zeichnen konnte, gestaltet: ein lächelnder Mund, rote Wangen, große blaue Augen, darüber dunkle Brauen. Die Haare, lange Wollsträhnen, waren aus gelber Wolle gefertigt. Auch ihre Herkunft erkannte Maria sofort. Sie stammte aus den gelben Zwischenstreifen einer alten, löcherig gewordenen braunen Weste.

Während alle ihre Geschenke bewunderten, faßte Vater die Mutter um die Schultern. „Bist du glücklich?“

Sie lachte: „Du willst hören, daß man auch in einem vorsintflutlichen Haus schöne Weihnachten feiern kann!“

„Klar!“ bestätigte der Vater. „Aber trotzdem: Nächstes Jahr, da wirst du es schon bequemer haben. Nicht mehr am Berg, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, sondern irgendwo in einem Dorf mit einem Laden und einer Poststelle und einem Gasthaus.“

„Gasthaus brauch’ ich keines“, sagte die Mutter. „Was ich will, das ist Fließwasser im Haus und ein Klo mit Wasserspülung.“

„Vielleicht gibt es in unserer neuen Lehrerwohnung sogar ein Badezimmer. Oder vielleicht können wir eines einbauen. Was würdest du dazu sagen?“

„Ach, du alter Träumer“, meinte die Mutter. Sie begann, das schöne, mit grünen Tannenzweigen und roten Kerzen versehene Papier, in denen die Geschenke eingepackt gewesen waren, auszustreichen. Dann faltete sie es sorgfältig zusammen. Es hatte schon einige Weihnachten gute Dienste geleistet und würde fürs Weihnachtsfest im nächsten Jahr wieder gebraucht werden. Auch wenn sie dann schon in einer neuen Wohnung feiern würden.

Inzwischen war die Kerze, die Mutter für die Toten und Ver-mißten ins Fenster gestellt hatte, bis auf einen kleinen Stummel herabgebrannt. Großmutter löschte sie aus.

Fini und Maria lehnten am offenen Fenster. Ihr Schulzimmer lag im zweiten Stock, und so konnten sie geradewegs in die Zweige des uralten Ahornbaumes schauen. Es war ihre Lieblingsbeschäftigung während der Pause. Langsam wurde es Frühling, die Äste zeigten schon einen zarten grünen Schimmer, und nach jeder Unterrichtsstunde machte der Klassendienst für fünf Minuten die Fenster auf. An Lüften war im Winter nicht zu denken gewesen, dafür war die spärliche Wärme, die ein paar Holzscheite und die Körper der Schüler hergegeben hatten, zu kostbar.

Nun wurden auch die Tage wieder länger. Maria brauchte nicht mehr bei Dunkelheit das Haus zu verlassen. Der Weg vom Berg herunter zeigte sich zwar noch bedeckt mit Schnee und Eis, aber im Tal waren Wiesen, Felder und Straßen schon aper. Auch an den Tagen, an denen nachmittags Unterricht war, kam Maria nun bei Tageslicht heim. Meistens ging ihr der Vater ein Stückchen entgegen. Es waren noch immer sehr viele Fremde im Tal, und der Wald galt als gefährlich.

Heute aber dauerte der Unterricht nur bis Mittag, und die Mutter wollte es so einrichten, daß sie am Vormittag im Dorf einkaufte und dann mittags gemeinsam mit Maria nach Hause ging. Die letzte Stunde war Geographie, ein Fach, das Maria sehr interessierte. Aber diesmal konnte sie es kaum erwarten, bis die Schulglocke läutete. So schnell sie konnte, schlüpfte sie in die Stiefel, warf sich die Pelerine um und stürmte davon. Sie traf die Mutter vor dem kleinen Laden, wo sie immer die Wochenration an Brot, Zucker und Fett einkaufte.

„Heute hat der Vater das Ansuchen an die Schulbehörde nach Versetzung gestellt“, sagte die Mutter. „Ich habe den Brief eingeschrieben abgeschickt. Hoffentlich wird es positiv erledigt.“

„Und die Lebensmittel – hast du alles gekriegt?“ fragte Maria.  
„Ach woher. Es war kein Fett da. Übermorgen muß ich nochmals ins Dorf. Aber was das Schlimmste ist, es gibt keine Schnuller.“

„O je, da wird Lisa am Abend wieder lange nicht einschlafen.“  
Vor drei Tagen war Lisa der Schnuller abhanden gekommen. Niemand wußte, wo er geblieben war. Er war einfach nirgends mehr zu finden. Und nun machte Lisa schon drei Abende ein fürchterliches Theater. Sie plärrte und jammerte und ließ sich einfach nicht trösten. Sie wollte ihren Schnuller, und basta.  
Die Mutter seufzte. „Ja, das fürchte ich auch. Na ja, wenigstens Saccharin und ein Viertelkilo Zucker habe ich bekommen.“

„Die Godel hat mir gesagt, früher hat man ein gutes Mittel gehabt, wenn die Kinder nicht einschlafen wollten“, sagte Maria. „So? Und das wäre?“

„Man hat einfach ein Stückchen Würfelzucker mit verdünntem Schnaps getränkt und in ein Stückchen Stoff eingebunden. Und das hat man den Kindern zum Lutschen gegeben.“

„Ein Wahnsinn! Daß du ja nicht etwa einmal solche Sachen bei Lisa ausprobierst! Verstanden?“

„Ach wo! Aber fein wäre es schon, wenn Lisa einschlafen würde, ohne die ganze Familie stundenlang zu sekkieren.“

„Vielleicht treibe ich doch noch irgendwo einen Schnuller auf.“  
Mit diesen Worten schulterte die Mutter den Rucksack, und sie zogen los. Bei den letzten Häusern am Dorfrand wurden sie angerufen. Eine Frau stand hinter einem niederen Gartenzaun und winkte ihnen zu.

„Oh, die Hilde“, sagte die Mutter. „Robert und ich wollten dich vorige Woche schon besuchen, aber wie es halt so geht, es ist uns wieder einmal etwas dazwischengekommen.“

„Hast du Zeit für einen Kaffee, Luisa? Dann kannst du auch gleich die Häkelnadel mitnehmen, die ich dir versprochen habe.“

Frau Vogl bat die Mutter und Maria in die Küche. Am Tisch saß eine Nachbarin und studierte die Zeitung.

„Ja, ich sage immer wieder, in der Stadt sollte man sein! Da hätte man ganz andere Möglichkeiten!“ Sie begann vorzulesen: „Tausche Kochplatte gegen eine guterhaltene Keilhose mit Gürtel. Oder: Suche feste Schuhe, Nummer 44, gebe dafür funktionierenden Wecker. Tausche braune Lederaktentasche für eine Puppe, möglichst mit Schlafaugen.“

„Eine Puppe mit Schlafaugen?“ fragte Maria. Eine derartige Puppe hatte sie erst einmal in Händen gehalten, als sie bei einer der reicheren Schülerinnen zu einer Geburtstagsfeier eingeladen gewesen war.

„Ja, man kann nur staunen, was die Leute alles tauschen möchten“, sagte die Nachbarin. „Unglaublich. Aber bei uns ist das schon schwieriger. In der Stadt sollte man sein!“

„Aber mit dem Essen haben wir es hier am Land doch bedeutend besser. Und Essen, das ist das Wichtigste“, widersprach die Mutter.

„Die Frau Seebacher kommt jeden Tag zu mir, um die Tauschanzeigen in der Zeitung zu studieren“, erklärte Frau Vogl.

„Ich habe nämlich keine Zeitung. Ich kann mir zur Zeit keine leisten“, sagte die Nachbarin.

Frau Vogl stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd. Als es aufwallte, gab sie zwei Löffel geröstete und gemahlene Gerstenkörner hinein. „Sie trinken ja auch noch eine Schale Kaffee mit uns?“ fragte sie in Richtung Zeitung.

In diesem Augenblick klopfte es ungestüm an die Tür. Frau Vogl hatte gar nicht Zeit, selbst zu öffnen, als schon eine Frau in die Küche stürmte. Sie beachtete niemanden, sondern kam mit ausgestreckten Händen auf Frau Vogl zu.

„Helfen Sie mir, ich bitte Sie, Frau Vogl“, rief sie unter Schluchzen und Weinen. „Retten Sie meinen Mann, den Gustav. Er ist im Lager Oradour. Was soll ich machen, ganz allein? Helfen Sie mir, Sie können es.“

Maria sah, wie Frau Vogl den Topf auf die heiße Herdplatte stellte. Der Kaffee wallte auf, bräunlicher Schaum erschien am Rand, und Maria fürchtete schon, das Gebräu würde jeden Augenblick überkochen. Aber Frau Vogl achtete nicht darauf.

Sie war blaß geworden und wich zurück, bis sie mit dem Rücken an die Kredenz stieß. Stumm hörte sie die Frau an. Als sie geendet hatte, sagte sie ganz ruhig: „Gehn S' heim, Frau Schranz. Ihr Mann kommt schon wieder heim. Das ist nicht so wie bei meinem, den er und seine Parteifreunde auf dem Gewissen haben. Ihren sperren sie nur ein bißl ein und lassen ihn nachdenken. Ich kann da nichts ändern und will auch nicht.“

Die Frau erstarrte. Ihr Gesicht wurde ganz blaß. Dann wandte sie sich um und verließ ohne ein weiteres Wort die Küche.

„Das war die Frau vom Ortsgruppenleiter, vom ehemaligen Ortsgruppenleiter“, stellte Frau Vogl fest.

„Ja, ja, ich kenn' sie schon. Ich kenn' auch ihn selbst“, sagte die Mutter.

„Das war ein Scharfer“, meinte die Nachbarin. „Ein Hundertprozentiger. Der war von Anfang an darauf aus, hoch hinauf zu kommen. Die Frau, die hast du dir nun zur Feindin gemacht, Hilde!“

Frau Vogl zuckte die Schultern. „Ich will mich an niemandem rächen, denn mein Mann wird davon nicht wieder lebendig. Aber einsetzen für solche Leute? Nie und nimmer!“

„Es passiert ihnen eh nicht viel. Was man so hört, sind viele von denen, die wirklich das Sagen gehabt haben, schon abgehauen. Und so ein Ortsgruppenleiter, den sperren sie ein paar Monate ein. Da muß er dann helfen, die Bombenschäden aufzuräumen, und beim Wiederaufbau mittun. Das schadet nicht“, bekräftigte die Nachbarin.

Maria sagte nichts. Bei solchen Gelegenheiten mußte sie immer an Frau Hauser denken, ihre erste Lehrerin, die sie so gern gehabt hatte. Sie war ihr schon länger nicht mehr begegnet. Frau Hauser arbeitete weiter beim Gredler im Magazin. Maria wünschte sich sehr, daß sie wieder in der Schule unterrichten dürfte. Am besten in der Hauptschule, in ihrer Klasse. Vielleicht, wenn Fräulein Hauser endlich auch genügend nachgedacht hätte?

„Wer entscheidet das eigentlich, wann jemand genug nachgedacht hat?“ fragte Maria.

„Keine Ahnung. Manchmal habe ich das Gefühl, viele von den wirklich Schuldigen sind sowieso schon außer Land. Der Franz Hofer zum Beispiel, der das Gnadengesuch für meinen Mann abgelehnt hat, der ist auch untergetaucht. Zuerst hat es geheißt, er habe sich selber umgebracht. In England. Es ist in der Zeitung gestanden, hat aber nicht gestimmt.“

„Der ist auch verantwortlich für die Ermordung von Geisteskranken. Auch von der Liesl vom Mahnerhof. Die haben sie von Hall nach Harthelm transportiert und dort umgebracht. Der Mutter haben sie die Urne mit der Asche geschickt und geschrieben, sie sei an Lungenentzündung gestorben“, sagte die Mutter.

„Was mich am meisten aufregt, ist, daß keiner von den Nazis sagt, sie hätten schlimm gehandelt. Sie sind besiegt worden. Sie haben kapitulieren müssen. Aber daß sie falsch gehandelt hätten – das hab’ ich noch von keinem gehört!“ Frau Vogl ließ ihren Kaffee kalt werden und ging in der engen Küche auf und ab, vom Herd zum Fenster und wieder zurück. „Wie soll da neu angefangen werden, wenn niemand was einsieht?“

„Ja, aber auf der anderen Seite“, meinte die Mutter, „auf der anderen Seite wird wahnsinnig viel geredet von Antifaschismus und Demokratie, und jeder ist ein großartiger Antifaschist, immer schon gewesen.“

„Das sind hauptsächlich die Zeitungen, die das schreiben. Im wirklichen Leben, da hat doch überhaupt niemand Zeit, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Jeder muß schauen, wie er das Notwendigste zusammenkratzen kann, um zu überleben.“

„Also mir ist diese ganze Marschiererei, Uniformtragererei, Fahnenhisserei und vor allem die antiklerikale Einstellung immer gegen den Strich gegangen“, sagte die Nachbarin. Sie hielt einen Augenblick inne. Dann schüttelte sie heftig den Kopf.

„Er hat allerdings sein Gutes gehabt, der Nationalsozialismus. Juden und Kommunisten oder auch die Zigeuner, damit hat der Hitler aufgeräumt. Und wenn ich seh’, wie sich die Frauen heutzutage mit den Besatzungssoldaten einlassen – sogar mit Farbigen! Mit schwarzen französischen Soldaten! Für eine

Schachtel Zigaretten oder ein paar Seidenstrümpfe! Also, so was hätte es unterm Hitler nicht gegeben!“

Die Mutter stand abrupt auf. „Komm, Maria, wir müssen gehen. Hilde, komm uns einmal besuchen. Und dank dir für die Häkelnadel. Mit meiner groben könnte ich die Scheibenvorhänge nie und nimmer flicken.“

Als sie Vater von dem Besuch und all den Gesprächen erzählten, zankte er mit der Mutter. „Warum hast du die Nachbarin nicht zur Rede gestellt? Warum hast du sie nicht aufmerksam gemacht, daß ihre Reden über Juden, Linke oder die Frauen in Wirklichkeit genau der Hitler-Ideologie entsprechen?“

„O Gott, was glaubst du, wie oft die Hilde ihrer Nachbarin schon die Leviten gelesen hat! Bei der hilft nichts mehr. Und außerdem, ich eigne mich absolut nicht zum Missionieren!“ gab die Mutter zur Antwort. Daraufhin wurde der Vater erst recht böse. „Und dann beklagst du dich wieder, daß sich so wenig ändert. Wie müssen reden, wenn wir morgen und in Zukunft ohne Haß auf Fremdes und ohne Furcht vor Unbekanntem leben wollen.“

Die Mutter schwieg. Sie zog die Weste aus und legte sie ordentlich zusammen. Dann zupfte sie einen hellen Faden von ihrem Pullover. Schließlich wandte sie sich wieder dem Vater zu. „Wahrscheinlich hast du recht. Man dürfte dieses Gerede nicht einfach hinnehmen. Aber ich glaube, sie hat auch so gemerkt, daß mir ihre Ansichten nicht gefallen. Ich hoffe es zumindest.“

Großmutter war guter Laune und gleichzeitig aufgekratzt. Fritz, ihr Jüngster, ihr erklärter Liebling, sollte nächste Woche heimkommen. Das war ein besonderes Ereignis. Er bekam nicht oft drei Tage hintereinander frei. Für gewöhnlich mußte er am Samstagvormittag bis mittags arbeiten. Dann aber war es schon zu spät, die lange Reise von Innsbruck bis zum Gerlosberg anzutreten. Etliche Male war es ihm auch schon passiert, daß er drei freie Tage hatte, aber kein Geld für eine Fahrkarte. Einmal gelang es ihm, dieses Problem zu lösen, indem er einem Bekannten versprach, ein paar Kilo Erdäpfel zu organisieren. Der streckte ihm dafür das Fahrgeld vor.

Seit die Hennen wieder im Freien herumlaufen konnten, legten sie zum Glück etwas fleißiger, und die Familie konnte hin und wieder ein paar Eier abzweigen. So war für dieses Mal zumindest die Fahrkarte gesichert.

„Überhaupt ist das Leben in der warmen Jahreszeit bedeutend leichter“, frohlockte die Großmutter. Sie machte einen geradezu übermütigen Eindruck.

Doch sie hatte recht. Selbst wenn das Wetter schlecht ist, genügt im Sommer eine Wollweste mit einer Regenpelerine. Damit entfällt die Sorge um Mantel, dicke Fäustlinge und Strümpfe.

Trotzdem fehlte auch in den Sommermonaten viel. Zum Beispiel Einziehgummi. Oder Schnuller. Dann natürlich solch herrliche Dinge wie Speck, Butter oder Zucker.

„Es macht einen schon ganz kribbelig, wenn man weiß, daß all diese Dinge auf der anderen Seite des Brenners zu haben wären! Teilweise sogar ohne Bezugschein, einfach so im Geschäft, teilweise von den Verwandten.“ Bei diesen Gedanken mußte die Großmutter doch ein bißchen seufzen. Sie hätte zu

gerne ihrem Sohn ein Speckbrot vorgesetzt. Oder wenigstens ein Butterbrot, mit Zucker bestreut. Das aß auch Maria furchtbar gern. Die Lebensmittelabschnitte für Zucker lagen unverbraucht in Mutters bestgehüteter Küchenlade. Seit vierzehn Tagen hatte es im Geschäft keinen Zucker mehr gegeben. Und Butter? Man mußte froh sein, von einem Bauern heimlich ein bißchen Schweineschmalz zu tauschen!

„Na ja, er wird mit einem Schmalzbrot schon auch zufrieden sein müssen“, sagte die Mutter. Sie war gerade dabei, Seife zu kochen. Dazu benötigte man schwer zu beschaffende Dinge wie Laugenstein, Schaffett, Pech und Kalk. Nach langwierigen Tauschverhandlungen hatte sie nun all diese Dinge beisammen. Aber damit nicht genug, mußten die Zutaten im genau richtigen Verhältnis zueinander stehen. Die Herstellung von Seife war eine komplizierte Arbeit, eine Kunst geradezu. Eineinhalb Stunden mußte das Gemisch kochen, und während dieser ganzen Zeit mußte man rühren, rühren, rühren. Die Mutter rührte schon eine volle Stunde und war dementsprechend müde und gereizt.

„Andere haben nicht einmal Schmalz“, fuhr sie fort und setzte, als sie das beleidigte Gesicht der Großmutter sah, begütigend hinzu: „Wir werden Fritz ein paar Stückchen Seife mitgeben. Die kann er in der Stadt dann gegen etwas tauschen, das er braucht. Seife ist immer begehrt.“

„Vielleicht kriegt er ein Zahnbürstl dafür. Letztens hat er so gejammert, weil er kein Zahnbürstl hat. Er legt soviel Wert auf geputzte Zähne.“

„Zahnbürsten gibt es hinter dem Brenner auch“, sagte der Vater gedankenvoll.

„Ja, ja, ich weiß. Und da gibt es auch Tabak und Rasierpinsel.“ Die Mutter war in sehr ungnädiger Stimmung. „Lauter Sachen, die auf einmal unbedingt notwendig sind! Wenn ich daran denke, wie es vor zwei Jahren immer geheißen hat: Wenn nur endlich der Krieg aus ist, wenn nur endlich der Fritz heimkommt! Aber heute ist das alles schon viel zu wenig!“

„Komm, komm, Luisa, wir meinen es ja gar nicht böse“, sagte

der Vater. Er hatte die große viereckige Kasserolle mit kaltem Wasser ausgespült und bereitgestellt. Endlich schien der Seifensud fertig zu sein. Die Mutter hob die Kelle und ließ die dickflüssige Seifensoß prüfend in den Kessel zurückfließen. Dann packten die Eltern je einen Henkel und gossen die heiße Flüssigkeit in die Kasserolle um. Hier mußte sie auskühlen und stocken. Schließlich schnitt Vater, der eine ruhige Hand hatte und einen exakten Schnitt führen konnte, die Masse in gleichmäßige Stücke.

„Und außerdem“, sagte die Mutter, „Fritz ist, wie übrigens alle in dieser Familie, immer noch satt geworden an meinem Tisch.“

Großmutter, Vater und Maria nickten eifrig Zustimmung. Sogar Spitz wedelte mit dem Schwanz. Er war, anders als Kitty, die sich gegebenenfalls durch Mäusefangen ernähren konnte, auf milde Freßgaben angewiesen. Es schien, als ob selbst er wüßte, daß die Mutter sehr stolz war auf ihr Geschick, immer wieder die notwendigsten Lebensmittel aufzutreiben. Auch wenn es sie sehr viel Mühe kostete, auch wenn sie bei den Bauern dafür schwere Arbeit verrichten mußte.

„Weißt du, jetzt sind die Berge schon passierbar. Man kann ohne weiteres auf neunzehnhundert Meter hinauf. Und der Schleichweg ober Nauders, na, höher führt der nicht.“ Der Vater schob den Küchenvorhang ein bißchen beiseite und betrachtete angeregt den gegenüberliegenden Berg. „Ich, also, ich hätte nicht wenig Lust, einen ordentlichen Schmugglergang zu machen.“

„Viele probieren Sachen aus der Schweiz zu schmuggeln. Oder aus dem Samnaun. Aber wir gehen besser nach Südtirol. Und zwar über den Reschen, nicht über den Brenner. Nur die Gegend um den Reschenpaß kennen wir gut genug“, meinte die Mutter.

„Ja. Und die meisten unserer Verwandten leben auch im Vintschgau. Wenn, dann müßt ihr über den Reschen gehen“, ließ sich die Großmutter vernehmen.

„Wäre sowieso besser, einen wirklich Ortskundigen zu haben“,

meinte der Vater. „Was ist denn mit dem Rübezahl? Fühlt der sich schon zu alt? Macht er keine Schmuggeltouren mehr?“

Rübezahl war ein alter Schäfer, ein Oberländer, der sein Leben lang jeden Sommer auf den Almen verbracht und Schafe und Ziegen gehütet hatte. Seit einigen Jahren lebte er bei seiner Schwester, die sich in jungen Jahren ins Zillertal verheiratet hatte und deren Mann schon im Polenfeldzug gefallen war. Er kannte die verstecktesten Steige, von Landeck bis hinein nach Glurns. Den Namen Rübezahl verdankte er seiner Größe und seinem Bart. Der war früher dicht und fuchsrot gewesen. Nun war er zwar noch immer dicht, aber die Farbe hatte sich verändert, er war weiß geworden. Auf Leute, die ihn nicht kannten, wirkte sein Äußeres ziemlich ungemütlich. In Wirklichkeit aber war er ein gutherziger alter Mann.

„Doch, doch“, erwiderte die Mutter, „er macht seine Touren wie eh und je. Wir sollten ihn bitten, uns zu führen.“

„Darf ich mitgehen?“ fragte Maria. Sie wußte aus Erzählungen der Erwachsenen, daß eine Schmuggeltour eine unheimlich aufregende Sache war. Sie hatte im vergangenen Jahr im Wald eine Begegnung mit Schmugglern gehabt. Aber das waren Schmuggler anderen Kalibers gewesen, bewaffnet, und sie hatten weniger harmlose Sachen transferiert als Speck oder ein paar Päckchen Tabak.

„Bist du wahnsinnig?“ rief die Mutter. „Weißt du, wie anstrengend das ist? Wir müssen hoch hinaufsteigen, dann kilometerweit über die Berge gehen, dann wieder absteigen. Und am Heimweg die schweren Rucksäcke. Dann gibt es Kontrollen. Nein, nein, das ist viel zu anstrengend für ein Kind.“

„Jeden Tag ins Dorf zur Schule hatschen, bei jedem Wetter, und im Winter ist es sogar noch dunkel, und die Wege sind eisig, das ist auch anstrengend. Und das muß ich machen, weil die Mutti will, daß ich in die Hauptschule gehe!“ maulte Maria.

„Schmuggeln, das ist ungesetzlich“, sagte der Vater. „Da können wir kein Kind dabei haben. Schlimm genug, wenn sie mich erwischten. Ich wäre meinen Posten als Lehrer los. Garantiert.“

„Vielleicht solltet ihr den Plan doch lieber aufgeben“, meinte die Großmutter. „Verhungern werden wir auch so nicht. Es steht zu viel auf dem Spiel.“

„Natürlich ist eine gewisse Gefahr dabei“, sagte die Mutter.

„Allein durch den Wald gehen, wie ich das machen muß, ist auch gefährlich“, sagte Maria.

„Also, Maria, jetzt ist aber Schluß!“ sprach die Mutter ein Machtwort und setzte der Debatte ein Ende.

„Ich geh’ meine Tabakpflanzen gießen“, sagte der Vater. „Bei der Sonne brauchen sie sicher schon wieder Wasser.“

Drei Tage später stieß die Großmutter, als sie sich bückte, um ein Holzschert in den Herd zu werfen, einen Schmerzensschrei aus. „Was hast du denn?“ fragte der Vater erschrocken.

„Einen Hexenschuß!“ antwortete die Großmutter. „Das muß wieder einmal ein Hexenschuß sein.“

Mühsam versuchte sie, zum Sessel zu humpeln. „Ich bin gestern im Luftzug gesessen. Die Fenster schließen so schlecht, und wenn der Wind geht, so wie gestern, zieht es fürchterlich herein. Ich hätte mir eine Weste umhängen sollen!“

Der Vater bekam so schnell keinen Fahrschein für die Bahn. So lieh er sich von einem Bekannten in Zell ein Fahrrad aus, um nach Schwaz zu fahren. Dort gab es eine Apotheke, und Großmutter hoffte, daß sie Odermennig vorrätig hätten. Tee aus diesem Kraut lindert die Schmerzen. Leider radelte der Vater vergebens. Die Apotheke führte das Heilkraut nicht. Großmutter war sehr empört. „Wenn man sich nicht alle Kräuter selber sammelt, ist man total aufgeschmissen! In Südtirol wächst dieses Kraut an jedem Ackerrain. Meine Base hat es sicher gläserweise am Dachboden stehen.“

„Na ja, das nützt uns leider nichts“, sagte die Mutter. „Bis unser Brief bei ihr ist und das Kraut dann bei uns, vergehen Wochen. Die Post arbeitet langsam heutzutage.“

„Also, eigentlich haben wir vor kurzem schon überlegt, ob wir nicht einmal über die Grenze gehen sollten. Und jetzt, wenn die Base wirklich Odermennig hat ...“ Vater unterbrach sich. Seine Augen blitzten.

„Darf ich mitgehen, nach Südtirol?“ fragte Maria schnell. Anscheinend hatte auch der Vater während der letzten Tage öfters an die Schmugglerreise gedacht.

„Wir müßten schauen, ob der Rübezahl bereit wäre, uns zu führen“, meinte die Mutter. „Dann könnten wir es schon wagen.“ Nun ging es um Großmutter's Gesundheit, und da mußte man halt einiges riskieren.

„Wenn die Maria mitgeht, will ich auch mitgehen“, rief Willi. „Ich kann auch einen Rucksack tragen!“

Willi durfte nicht mit, da war sich die Familie sofort einig.

Aber nun, da es einen triftigen Grund gab, packten die Erwachsenen die Schmugglertour ernstlich an. Großmutter's Hexenschuß erschien fast als gottgesandter Vorwand.

Zuerst wurde mit Rübezahl Kontakt aufgenommen. Das machte die Mutter. Sie besuchte ihn gleich am nächsten Nachmittag, und noch am selben Abend kam er zu ihnen, um einen genauen Plan zu entwickeln.

Er war es, der vorschlug, Maria mitzunehmen. „Es ist viel unverdächtiger, mit Sack und Pack unterwegs zu sein, wenn man ein Kind dabei hat“, meinte er. „Andererseits ist Maria kräftig genug, die Strapazen zu ertragen. Sie ist schließlich trainiert.“

„Genau, wie ich gesagt habe“, sagte Maria.

„Aber daß ich nie mehr das kleinste Stöhnen über deinen Schulweg höre!“ rief die Mutter. Sie schlug natürlich aus allem ihr Kapital. Aber heute war das Maria egal. Hauptsache, sie durfte mit.

Am Freitag nächster Woche sollte, sofern alles klappte, die Tour beginnen. Vorher waren die Fahrkarten zu besorgen, die Übernachtung zu sichern und über dunkle, geheimnisvolle Kanäle, zu denen nur Rübezahl Zugang hatte, wichtige Informationen einzuholen.

Außerdem, und das war das Lustvollste, mußte eine Wunschliste erstellt werden. Es war wie Weihnachten zu Friedenszeiten. Ganz obenauf setzte Vater Zigarettenpapier und Tabak. Dann kamen der schmerzlich entbehrte Einziehgummi und natürlich gleich drei Schnuller für Lisa. Als Reserve. Wer weiß, wann sie

endlich ohne Schnuller einschlafen würde, oder wann es Schnuller auch hier wieder zu kaufen gäbe.

„Dann bringt mir aber auch ein paar Deka Lorbeerblätter mit“, sagte die Großmutter, „für die Brennsuppe. Das ist etwas Gutes, eine Brennsuppe mit Erdäpfeln, wenn man ein halbes Lorbeerblatt mitkocht.“

Und so ging es fort. Die Liste hatte bald eine beängstigende Länge. „Da bin ich aber neugierig, ob wir das überhaupt alles schleppen können“, meinte die Mutter.

„Ich hoffe nur, sie erwischen euch nicht. Sonst nehmen sie euch alles ab. Dann ist das Geld und das Zeug weg“, sagte die Großmutter. Von Weihnachtsstimmung war mit einem Mal nichts mehr zu spüren.

„Und eingesperrt werdet ihr auch!“ ergänzte Willi düster.

„Nur fest den Teufel an die Wand gemalt! Fest! Fest. Bis es soweit ist!“ rief der Vater. Im gewöhnlichen Leben verachtete er alles, was mit Aberglauben zu tun hatte. Ihm schien die Schmugglertour bei aller Freude doch ganz schön in die Knochen zu fahren.

„Geh, Maria, lauf zum Blaser hinauf und frag die Godel, ob sie nicht so gut wär', uns einen halben Liter Milch zu geben. Die von gestern ist mir sauer geworden. Ich kann Lisa keine saure Milch geben, sonst kriegt sie gleich wieder Durchfall.“

„Schon wieder ich! Immer muß ich Milch holen! Soll doch der Willi einmal gehen. Ich bin noch müd' vom Schulweg“, murrte Maria.

Sie hatte gerade die letzte Rechenaufgabe abgeschlossen und wollte nachschauen, ob die Himbeeren im Schlag ober dem Schulhaus schon reif wären. Das Mittagessen heute war ja alles andere als gut gewesen. Wieder einmal hatte es Polenta plus Erdäpfel gegeben.

„Du weißt ganz genau, daß der Willi heute nachmittag in der Schule ist, und nachher ist es zu spät. Du gehst jetzt, und keine Widerrede!“

Wenn die Mutter einen derart energischen Ton anschlug, dann half nichts mehr. Also nahm Maria die Kanne und schlich sich davon. Nicht nur, daß sie auf das Schlemmen süßer Himbeeren verzichten mußte – sie haßte diese Milchbettelei. Denn das war es in Wirklichkeit: eine Bettelei. Um Milch. Milch war kostbar, auch wenn die Godel neun Kühe im Stall hatte. Freilich, die Mutter arbeitete oft bei der Godel, half am Feld aus, und Großmutter hatte erst voriges Monat wieder einen Berg Wäsche ausgebessert. Sie besaß eine Nähmaschine, die sich nun als gutes Kapital erwies. Und Mutter sagte oft: „Wir brauchen uns nichts schenken zu lassen, wir haben jeden Erdapfel und jeden Viertelliter Milch, den sie uns geben, hart erarbeitet.“ Sie, damit meinte sie die Bauern der Nachbarschaft. Trotzdem, Maria haßte diese Bittgänge. Zuerst das Vortragen des Anliegen, dann das ängstliche Warten auf die Antwort. Würde die

Bäuerin die Bitte abschlagen, womöglich noch abfällig oder verächtlich reden?

Diesmal aber war alles anders. Als Maria die Haustür aufmachte, hörte sie eine fremde Stimme, eine Männerstimme, aus der Küche. Der alte Vater der Bäuerin war es nicht, dessen Stimme kannte sie genau.

Sie trat über die Schwelle, und sofort schlug der Hund an. Maria kannte seine Gewohnheiten. Meistens lag er vor dem Herd und schlief den Schlaf des Gerechten. Er war schon alt und hatte im Laufe seines langen Lebens Hunderten von Schafen die für sie richtigen Weidegründe zugewiesen. Maria war mit ihm befreundet. Er kam auch gleich schwanzwedelnd herausgestürzt. Wahrscheinlich hatte er sie schon an ihrem ersten Schritt oder vielleicht auch am Geruch erkannt.

„Ah, du bist es, Maria!“ sagte die Bäuerin, als Maria in die Küche trat. Sie wischte sich mit beiden Händen die Augen aus. „Kannst du dir vorstellen, wer heimgekommen bist, gerade jetzt, vor zehn Minuten? Der Hans! Der Hans!“

Der Hans hockte am Tisch. Er hatte einen alten, schlottrigen Anzug an und darunter ein blau-weiß gestreiftes Hemd. An den Füßen trug er hohe, ordentliche Schnürstiefel. Seine Haare waren so kurzgeschoren, daß man gar nicht erkennen konnte, welche Farbe sie hatten. Was Maria am meisten auffiel, war seine erschreckende Magerkeit. Nichts als Haut und schepfernde Knochen. Maria war froh, daß er vor ihr gekommen war und sie ihm nicht allein draußen am Weg begegnet war. Sonst hätte sie sich sicher vor ihm gefürchtet. Er hatte kein bißchen Ähnlichkeit mehr mit dem Hans, den sie früher gekannt hatte.

Am Herd stand ein Kessel mit kochendem Wasser, in dem Würste schwammen. Die ganze Küche war erfüllt von einem herrlichen Geruch, und Maria mußte schnell schlucken vor lauter Begierde. Sie hatte zu Ostern das letzte Mal ein halbes Würstchen gegessen. Da sagte die Bäuerin:

„Komm, Maria, setz dich her zu uns, setz dich her. Iß mit uns, wir essen zusammen, der Hans hat Hunger, kannst dir ja

denken, wenn er gerade aus der Gefangenschaft kommt. Sollst auch was haben davon, wo dein Bruder doch mein Taufkind ist.“ Und der alte Bauer, ihr Vater, der neben Hans am Tisch saß, nickte und rückte ein bißchen zur Seite, damit Maria genügend Platz auf der Bank hatte.

„Die Mutti läßt fragen, ob du uns einen halben Liter Milch geben könntest, für die Lisa“, brachte Maria hervor.

„Ja, ja, kannst du haben. Gib die Kanne her, ich füll’ sie dir auf, später, jetzt wird einmal gegessen.“

Die Bäuerin fischte die Würste aus dem Wasser und verteilte sie auf die Teller. Den ersten Teller mit drei Würsten bekam der Hans. Auf die anderen drei Teller legte sie je eine Wurst. Die Brotschüssel stand schon auf dem Tisch. Sie aßen schweigend. Erst als sie fertig waren, wischte sich der alte Bauer über den Mund und ließ einen tiefen Seufzer hören. „Jetzt, Hans, jetzt erzähl einmal, wie’s war, in der Kriegsgefangenschaft!“

Maria dachte, daß sie nun wohl heimgehen müsse. Aber da die Bäuerin keine Anstalten machte aufzustehen, blieb auch sie sitzen. Sie war neugierig darauf, was der Hans alles erlebt hatte bei den Franzosen.

Hans lehnte sich zurück und nahm einen kräftigen Schluck Milch.

„Ja, das wißt ihr schon, ich bin in die amerikanische Gefangenschaft geraten, im Westen, und bin dann nach Frankreich transportiert worden. Nach Le Mans, das war ein großes Lager. Dort haben uns die Amerikaner an die Franzosen überstellt. Die haben mich nach Südfrankreich transportiert.“

Er schwieg einen Augenblick. „Südfrankreich“, sagte die Godel. „Südfrankreich! Ich hab im Reimmichlkalender einmal Fotos von Südfrankreich gesehen. Farbfotos. Da wachsen ganz andere Bäume als bei uns. Und Felder haben sie da, riesige Flächen in Gelb und Violett.“

„Die violetten, das sind Lavendelfelder, und die gelben, das werden wohl Kornfelder gewesen sein“, sagte Hans. „Kornfelder, ja, ja, Kornfelder.“ Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Wir haben nichts gemerkt vom vielen Korn. Wir haben

fast nichts zu essen gekriegt. Ich hab' nur mehr sechsundvierzig Kilo gehabt.“

„Sechsundvierzig Kilo!“ rief seine Mutter. „Um Gottes Willen, sechsundvierzig Kilo. Bei deiner Größe!“

„Da ist dann einmal eine internationale Kommission gekommen, die haben verlangt, daß die Leute, die so untergewichtig sind, aufgepäppelt werden müssen, bis zur Freilassung. Daraufhin haben uns die Franzosen dann in ein Lazarett gebracht“, erzählte Hans weiter.

Der alte Bauer nickte. „Ich war auch im Lazarett, im ersten Weltkrieg. Wie ich verwundet worden bin.“

„Da haben wir Betten gehabt. Das erstmal seit zwei Monaten hab' ich wieder in einem Bett schlafen können. Aber die Verpflegung war so, daß ich mir hab' ausrechnen können, mit meinen 46 Kilo, lebend komme ich da nicht mehr heraus.“

„Solltet ihr da nicht aufgepäppelt werden?“ fragte die Bäuerin.

„Ja, ja, aber die Franzosen, also, das muß man sagen, die haben selbst nicht viel zu essen gehabt, durch den Krieg. Nun, ich hab' mich nicht damit abfinden wollen, den Krieg zu überstehen und dann zu verhungern. Da hab' ich also mit letzter Kraft versucht, aus dem Bett zu kommen. Und dann ist es mir gelungen, in der Küche Arbeit zu bekommen.“

„In der Küche?“ Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Bei mir hättest du nie einen Kochlöffel angerührt.“

„Das ist etwas ganz anderes! Die Köche dort waren Franzosen, aber die haben Leute gebraucht, die Hilfsdienste machen. Erdäpfelschälen, Geschirr abwaschen, Feuer anmachen, na ja, was halt zu tun ist beim Kochen. Und da haben schon Kameraden dort gearbeitet, Steirer, die haben gesagt, wir brauchen den, sonst kommen wir nicht zurecht. So bin ich in die Küche gekommen. Das war meine Chance. Ich hab' zwar hart arbeiten müssen, aber in der Küche kann man sich immer etwas organisieren.“

Hans verstummte. Maria betrachtete seinen mageren Hals und dachte, daß das Essen so reichhaltig nicht hatte sein können, verhungert, wie er aussah.

„Wir haben Knochen zerhacken müssen“, fuhr er fort. „Rohe Knochen. Da haben wir das Mark ausgetrunken.“

„Um Gottes Willen!“ rief die Bäuerin aus. „So einen Hunger zu haben, das kann ich mir gar nicht vorstellen.“

„Im Krieg und auch jetzt, nach dem Krieg, da hat die Mehrzahl der Menschen so einen Hunger“, sagte Hans trocken. „Im Krieg waren es mehr die anderen, während wir uns haben vollfressen können, nun sind wir auch dran.“

„Ja, ja, da hat der Hans schon recht“, sagte der alte Bauer. „Wir in Tirol haben ja immer Lebensmittel einführen müssen. Die vielen Berg’, da ist nicht viel Platz zum Anbauen. Im Krieg haben wir Korn aus der Ukraine gekriegt und Würste aus Frankreich. Damit ist es jetzt aus.“ Er schüttelte bedauernd den Kopf. „Aus ist es damit.“

„Im Lazarett bin ich fast jeden Tag auf die Sanitätsstelle gegangen und hab mir Rizinusöl verabreichen lassen“, fuhr Hans fort.

„Rizinusöl?“ rief Maria erstaunt. „Davon kriegt man ja Durchfall!“

„Den Trick hat mir ein Kamerad erzählt. Rizinusöl, das ist Fett, und wenn man sonst kein Fett zu sich nimmt, hat es keinerlei abführende Wirkung. Es sammelt sich im Körper an und stärkt einen. So hab’ ich mich durchgebracht.“

Die Bäuerin stand auf und holte noch einen Krug Milch aus der Speisekammer. Maria fürchtete schon, es werde für Lisa nichts mehr übrigbleiben. Aber die Bäuerin, der ihr besorgter Blick wohl nicht entgangen war, nahm erst Marias Kanne und füllte sie auf. „So, da hast du für Willi und für dich auch noch einen Schluck“, sagte sie. „Weil heut’ ein Feiertag ist.“

Schon wollte Maria aufstehen, als Hans weitererzählte. Da blieb sie sitzen.

„Ja, und dann auf einmal hat es geheißen: Rücktransport! Ihr könnt euch vorstellen, wie aufgeregt wir waren. Wir sind durch die Schweiz transportiert worden. Also, ich habe geglaubt, ich spinn’. Alles so reich und sauber und ganz. An den Bahnhöfen hat uns die Schweizer Armee bewirtet, mit Orangen und Brot

und Gulaschsuppe. Ausgesprochen freundlich waren die. Dann ist es weitergegangen nach Tirol.“

„Und jetzt bist du daheim“, stellte die Bäuerin fest und legte ihre Hand auf seinen Arm, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht träume.

„Ich hab’ es kaum mehr ausgehalten im Zug, weil der oft angehalten hat, einfach auf der Strecke. Am liebsten wäre ich abgesprungen und durch ganz Tirol gelaufen, bis nach Jenbach, und dann gleich hereingerannt ins Tal und zu euch herauf. Aber da war nichts mit Abspringen. Der Waggon war zuge-sperrt und verriegelt.“

„Gott sei Dank!“ rief die Bäuerin aus. „Du wärst imstande gewesen, einen Blödsinn zu machen, so daß sie dich noch einmal eingesperrt hätten!“

„Als wir schon fast in Innsbruck waren, hat der Martin, ein Kamerad, mit dem ich mich gut verstanden hab’, sich gefreut. ‚Gleich seh ich mein Häusl, und vielleicht seh ich sogar die Lena, wenn sie womöglich im Garten arbeitet‘, hat er gesagt. ‚Wir wohnen nämlich ganz nah bei der Bahnlinie.‘ Und dann sind wir zur Stelle gekommen, wo sein Häusl hätte stehen sollen, aber da war nichts mehr als aufgerissene Erde und ein Bombentrichter neben dem anderen. Da hat er geweint.“

Die Bäuerin seufzte: „Ja, für viele wird das Heimkommen schwer gewesen sein.“

„Und dann sind wir nach Innsbruck gekommen. Wir hatten nur noch Uniformreste am Leib, so haben sie uns als erstes einen Heimkehreranzug gegeben. Gleich am nächsten Tag haben sie uns entlassen. Und da bin ich nun.“

„Da bist du nun, Gott sei Dank!“ sagte die Bäuerin. Zu Maria gewandt fuhr sie fort: „Du, Maria, wirst auch langsam heimgehen müssen.“

Maria stand schnell auf. Sie schämte sich ein wenig, weil sie so lange geblieben war. Aber nun konnte sie daheim alles genau erzählen. Die Großmutter würde sich freuen und ein bißchen Hoffnung schöpfen für den Onkel Hermann. Wenn ein Soldat nach dem anderen heimkehrte, dann kam er vielleicht eines

Tages auch zurück. Sie bedankte sich mit zwei lauten „Vergelt's Gott“. Normalerweise sagte sie einfach „Danke schön“, aber die Godel, das wußte sie, legte großen Wert gerade auf diesen Dankesspruch. Und eines war sicher: Bald würde sie wieder mit einer Bitte zu ihr kommen müssen.

Als Maria nach Hause kam, fand sie die Mutter in heller Aufregung. Obwohl der Kalender weit und breit keinen Feiertag zeigte, stand der große Wasserkessel am Herd und das Badeschaff in der Küche. Willi hockte wie ein Häuflein Elend in der Ecke. Spitz hatte sich unter den Tisch verkrochen, und von Kitty war nichts zu sehen. Das bedeutete immer dicke Luft.

Bevor Maria noch ein Wort über die Heimkehr von Hans sagen konnte – eigentlich hatte sie mit einem Lob gerechnet und mit einem Würfelzuckerstückchen als Belohnung für das erfolgreiche Betteln um die Milch – rief ihr die Mutter schon zu: „Komm nicht in die Nähe von Willi. Und mach sofort deine Zöpfe auf. Ich muß deinen Kopf untersuchen, ob du nicht auch Läuse hast! Die sind so schnell übertragen!“

„Läuse?“ fragte Maria. Schon spürte sie ein Jucken am Kopf und ein Krabbeln hinterm linken Ohr.

„Ja, ja, Läuse! Der Willi hat Läuse! Gerade vor einer halben Stunde bin ich draufgekommen. Läuse! Und ich habe kein Petroleum da. Der Vater ist nach Zell gegangen, um welches zu holen. Hoffentlich kriegt er’s. Ohne Petroleum weiß ich nicht, wie ich die Läuse wegbringen soll.“

Die Großmutter, die auch ziemlich bedrückt beim Tisch saß, meinte: „Manchmal helfen auch Nußblätter gegen die Läuse. Den Kopf ganz mit Nußblättern einpacken, ein Handtuch darüberwickeln und über Nacht einwirken lassen. Da werden sie hin, die Läuse.“

Maria wunderte sich. Wofür Nußblätter gut sind! Daß Großmutter sie als Mottenschutz verwendete, das war ihr bekannt. Aber auch gegen Läuse? Willi war ganz und gar nicht begeistert.

„Buh! Nußblätter! Die stechen und stinken! Wie soll ich denn

da schlafen! Ich mag keine Nußblätter, ich mag kein Petroleum. Ihr seid alle so gemein“, schrie er.

Aber Mutter beachtete seinen Protest nicht. Sie konnte anscheinend nur mehr an die Vernichtung der Läuse denken, alles andere war ihr unwichtig. „Wo soll ich denn Nußblätter hernehmen!“

„Vor dem Gruberhof stehen zwei Nußbäume, aber die haben erst ganz winzige kleine Spitzen.“

„Dieser verdammte Berg“, rief die Mutter. „Im Tal drunten sind die Nußbäume sicher schon grün. Da hätten wir Nußblätter in Hülle und Fülle. Und ums Petroleum bräuchten wir nur über die Straße gehen. Aber hier heroben, in der Wildnis!“

Maria sagte nichts. Muttis Sprüche kannte sie nun schon. In letzter Zeit war der Berg an allem schuld.

Die Mutter kämmte Maria sorgfältig eine Haarsträhne nach der anderen durch und untersuchte nach jedem Mal den Kamm. Zum Glück waren weder Läuse noch Nissen zu finden.

„Morgen werd' ich mir die Schulkinder hernehmen, jedes einzelne, und schauen, wer verlaust ist. Und bevor die nicht sauber sind, kommt mir keines mehr in die Klasse, das schwör' ich“, sagte sie.

„Ob der Robert damit einverstanden ist?“ zweifelte die Großmutter.

„Das werden wir schon sehen! Glaubst du, ich entlaus' den Willi, damit er am nächsten Schultag wieder mit Läusen ankommt? Und womöglich krieg' ich auch noch welche. Mich beißt's sowieso schon wie verrückt.“ Sie verstummte einen Augenblick. Es war ihr etwas eingefallen: „Womöglich hat Robert auch schon Läuse. Er ist ja jeden Tag fünf bis sechs Stunden in der Klasse.“

„Der Vater hat zuwenig Haare, da können sie sich gar nicht festhalten. Die rutschen ja aus!“ Jetzt konnte Willi wieder lachen.

„Sei nicht frech!“ rief die Mutter. „Mir ist nicht zum Lachen.“

„Ich habe die Milch gekriegt. Der Hans ist heimgekehrt“, nützte Maria einen Augenblick des Schweigens, um ihre Neugierigkeit anzubringen.

Für den Augenblick war die Läuseplage vergessen. Maria mußte alles erzählen, und die Großmutter fragte immer wieder nach Einzelheiten. Dann kochte die Großmutter den Brei für Lisa, und Mutter begann die Erdäpfel für das Abendessen zu schälen. Heute gab es geröstete Erdäpfel mit Polenta, eine Kombination, die Maria verabscheute. Erdäpfel allein, Polenta allein, ja, doch beides miteinander vermischt, das schmeckte abscheulich. Leider stand die Mutter auf dem Standpunkt, daß es nicht gut sei für Kinder, wenn sie Extrawürste bekämen, und so mischte und manschte sie alles zusammen.

Maria war froh, keinen Hunger mehr zu haben, weil sie heute tatsächlich schon eine Wurst verzehrt hatte. Sie nahm Lisa ein bißchen auf und schleppte sie in der Küche herum. Das gefiel ihnen beiden. Lisa krächte vergnügt und fuhr Maria in die offenen Haare und zog ein bißchen daran, nur zum Spaß. Und Maria schüttelte den Kopf und knurrte, daß Spitz ganz erstaunt unter dem Tisch hervorkam, um zu schauen, ob es vielleicht einen neuen Hund in der Familie gäbe. Nur der arme Willi mußte ruhig in seiner Ecke sitzen und durfte sich nicht rühren, damit die Läuse nicht von seinem Kopf herunterkrabbelten, um noch andere Köpfe zu besiedeln.

Dann kam der Vater heim. Er war verstimmt. „Im Geschäft haben sie kein Petroleum gehabt. Aber ich hab’ auf dem Heimweg bei der Blaserbäuerin vorbeigeschaut, und sie hat mir ein kleines Fläschchen gegeben. Sie hat nun selber nur mehr ein paar Tropfen, ich muß es ihr wieder zurückgeben.“

„Setz es gleich auf die Liste, Robert!“ sagte die Mutter. Und der Vater nahm die Liste aus der Kredenz und schrieb „Petroleum“ dazu. Es war schon eine lange Reihe von Dingen, die sie in Südtirol kaufen und schwarz über die Grenze bringen wollten.

Die Mutter nahm sich sofort Willis Kopf an. Sie hieß ihn, ganz ruhig zu bleiben und sich nicht zu rühren. Die Großmutter legte ihm eine zusammengefaltete Windel als Schutz über die Augen, und die Mutter tränkte seine Haare mit dem Petro-

leum. In der Küche machte sich ein durchdringender Gestank breit. Dann bekam Willi einen straffsitzenden Turban verpaßt, den er die Nacht über aufbehalten mußte. Am nächsten Morgen wurden ihm die Haare gründlich gekämmt, gründlich gewaschen, nochmals gründlich gekämmt. Dann war er läusefrei und durfte sich wieder den anderen Familienmitgliedern nähern.

Aber die Mutter hatte einen Läuseschock erlitten. Sie machte tatsächlich ihre Drohung wahr und untersuchte in der großen Pause den Kopf jedes einzelnen Schulkindes. Bei dreien wurde sie fündig.

„Nicht einmal zehn Prozent, das ist nicht viel für die heutigen Verhältnisse“, erklärte der Vater. Im Interesse der Hygiene stimmte er sogar Mutters drakonischer Maßnahme zu, die Schüler zur Entlausung sofort heimzuschicken. Mit dem Erfolg, daß sie weitere zwei Flaschen Petroleum über die Grenze würden schleppen müssen. Denn nur einem der betroffenen Schüler gelang es, selbst genügend Antiläusestoff aufzutreiben. Die Mütter der anderen brauchten das wenige Petroleum, das sie noch hatten, als Brennstoff für die Petroleumlampen.

Jeder Besucher, der Mutters Küche betrat, wurde von nun an kritisch gemustert. Als der Briefträger, dem sie von Hans und dem französischen Gefangenenlager erzählte, sich am Kopf kratzte, wurde sie gleich ganz kribbelig. Dabei kratzte er sich immer, wenn er sich seine eigenen Gedanken zu dem machte, was ihm die Leute erzählten. Die Mutter hätte das eigentlich wissen müssen. „Es ist schon unmenschlich, wie die Gefangenen da hungern müssen. Dabei ist Frankreich doch ein reiches Land. Die haben soviel Landwirtschaft. Das kann man doch nicht mit uns vergleichen“, sagte sie.

„Mir kommt vor, du hast auch schon wieder alles vergessen, Lehrerin“, sagte er, und dabei kratzte er sich hinter dem linken Ohr, „dabei –“

„Entschuldigung“, unterbrach ihn die Mutter schnell, „warst du vielleicht in den letzten Tagen am Grauhof?“

„Wieso interessiert dich das denn?“ fragte der Briefträger und riß erstaunt die Augen auf.

„Weil du da vielleicht Läuse aufgeklaut hast.“

„Ich klau' keine Läuse auf“, erklärte der Briefträger würdevoll. „Niemals. Mich mögen sie nicht.“

Die Mutter seufzte. „Hoffentlich hast du recht!“

„Der Hans ist auch entlaust worden“, berichtete Maria. Sie war sehr stolz, daß sie als erste von der Heimkehr erfahren hatte.

„Ich hab' geglaubt, hauptsächlich die Tschechen oder die Russen sind so hart gegen die Kriegsgefangenen“, meinte die Mutter, „aber anscheinend sind's die Franzosen auch.“

„Ich sag's ja, du läßt einfach außer acht, was vorher passiert ist! So etwas kann mich rasend machen! Da überfällt der Hitler mit seinen Soldatenhorden andere Länder, überzieht Europa mit Tod und Terror, Hunger und Zerstörung. Dann verlieren sie den Krieg, und nun beklagen sich dieselben Soldaten, daß die Sieger das wenige Brot, das noch verblieben ist, lieber ihren Kindern geben als ihnen! Und noch etwas: Unsere werte Bevölkerung hat schließlich auch mitgemacht. Zum Großteil jedenfalls.“

„Man denkt sich halt, nun, da der Krieg aus ist, sollten die schlimmen Sachen endlich vergessen werden“, sagte die Großmutter.

„Nie, nie“, sagte der Briefträger. „Diese Verbrechen darf man nie vergessen. Die Konzentrationslager, die Gaskammern, die Geislerschießungen, die Ermordung unschuldiger Kinder. Die Überlebenden der Opfer können das nie vergessen. Und wir, in deren Namen das geschehen ist, wir dürfen das auch nicht vergessen.“

„Mir kommt vor, die meisten haben das schon vergessen. Man hat ja auch gar keine Zeit, sich groß zu erinnern. Man ist so beschäftigt, Tag für Tag das Allernotwendigste aufzutreiben, daß man gar nicht dazukommt, viel nachzudenken. Das geht doch allen so.“

„Ja, ja. Die guten Österreicher werden nie Zeit haben, über ihre Schuld nachzudenken. Heute ist das tägliche Brot aufzutreiben,

morgen der Wiederaufbau zu leisten, und übermorgen muß sicher irgend etwas anderes gemacht werden!“

„Ich hab’ mir gedacht, du freust dich, daß der Hans heimgekommen ist“, sagte Maria.

„Ich freu’ mich schon. Aber wenn die Leute jammern, wie dreckig es ihnen heute geht, jedoch vergessen, warum alles so gekommen ist und ihre eigene Rolle bei der ganzen Misere übersehen – das ärgert mich!“

Am Sonntag war es soweit. Die geplante Schmugglerreise wurde endlich Wirklichkeit. Der Montag war ein schulfreier Tag, denn im Dorf war Kirchtag; da hatten natürlich auch die Schulen geschlossen, und die Gunst der Stunde mußte genutzt werden.

In der Familie herrschte einige Aufregung. Vater war es gelungen, Fahrkarten für den Zug bis Landeck zu ergattern. Von dort mußte man mit dem Autobus weiter. Zum Glück hatte Rübezahl dank seiner weitläufigen Verbindungen Fahrkarten für das Postauto besorgen können. Es fuhr nur einmal am Tag von Landeck bis Nauders und wieder zurück. Um nicht von vornherein schon aufzufallen, hatten sie ausgemacht, daß die Familie allein anreisen und Rübezahl erst im Wald, nahe beim Übernachtungsort, mit ihnen zusammentreffen sollte.

Maria, die sozusagen als Tarnung diente, bekam von der Großmutter noch ein silbernes Medaillon mit einem Schutzengel um den Hals gehängt. „Damit euch nichts zustößt“, murmelte sie und schlug ein Kreuzzeichen über die Stirn der Enkelin. Willi tanzte aufgeregt um die reisefertige Gruppe herum. Er beneidete Maria. Aber das nützte nichts, er mußte zu Hause bleiben, er war einfach noch zu klein. Spitz begleitete die angehenden Schmuggler schwanzwedelnd bis zum Brunnen, dann wurde auch er heimgeschickt.

Am Bahnhof herrschte ein unglaubliches Gedränge. Leute mit Taschen, Rucksäcken und Beuteln standen herum. Als der Zug endlich mit einer dicken Rauchwolke einfuhr, begannen sich alle in Bewegung zu setzen. An einen Sitzplatz war nicht zu denken, sie mußten froh sein, überhaupt mitzukommen. In Jenbach mußten sie umsteigen, dann nochmals in Innsbruck, und überall herrschte dasselbe Gedränge.

„Wenn ich daran denke, wie ruhig die Bahnhöfe vor dem Krieg waren“, sagte die Mutter. Sie hatten sich im Gang nahe an einem Fenster hingezwängt. Wenn sich Maria auf die Zehenspitzen stellte und den Hals verrenkte, konnte sie zwischen Rücken und Armen der Erwachsenen ab und zu einen Blick auf die vorbeisauende Gegend werfen.

Am Bahnhof in Innsbruck waren schon der Schutt und die Ruinen, welche die Bombenangriffe hinterlassen hatten, weggeräumt. Man hatte bereits begonnen, ein neues Gebäude aufzustellen. Durch die Stadt führte die Bahntrasse auf einem Viadukt, so daß man in die nahen Straßen hinuntersah. Viele Häuser lagen in Trümmern.

„Aber das sind ja Erdäpfelstauden“, rief Maria erstaunt, als der Zug einmal anhielt.

„Ja, das habe ich schon in der Zeitung gelesen. In Innsbruck, aber auch in Schwaz und in anderen Städten werden auf allen Grünflächen Erdäpfel, Salat oder Gemüse angebaut. Und das ist gut so, Blumen kann man nicht essen.“

Maria dachte an die schönen bunten Beete, die sie früher im Hofgarten gesehen hatte. Da würden nun wohl auch Radieschen und Kohlrabi wachsen.

Der Zug hatte schon eine Stunde Verspätung. Aber der Postautobus nach Nauders wartete, und so konnten sie noch mitfahren. Hier hatte Maria es besser. Sie durfte sich zwischen zwei Frauen zwängen. Da war es zwar eng, aber es war immerhin ein Sitzplatz. Der Bus rumpelte und ächzte die steile Straße hinauf. Als sie endlich in Nauders ankamen, war die Sonne schon untergegangen. Die Eltern nahmen ihre Rucksäcke und schlugen den Weg in den Wald ein.

An der ersten Kehre erwartete sie Rübezahl. „Na, ich hab' schon gedacht, ihr kommt überhaupt nicht mehr“, sagte er. „Nun aber flott, sonst kommen wir in die Dunkelheit.“

Eine gute Stunde stiegen sie bergauf, bis sie zu dem Hof, wo sie übernachten sollten, gelangten. Die Bäuerin erwartete sie bereits. Sie hatte eine dicke Suppe gekocht, dazu gab es Schwarzbrot und Milch. Es wurde nicht viel geredet, alle waren

müde. Die Bäuerin hatte ihnen am Dachboden ein Lager aufgeschlagen, und sie gingen bald schlafen.

Schon um drei schrillte der Wecker. Schlaftrunken wankte Maria in die Küche hinunter. „Na, Mädchen, wach auf“, sagte Rubezahl, der gemeinsam mit den Eltern und der Bäuerin in der Küche stand. Er reichte ihr eine Schale mit heißem Kaffee. „Trink. Richtig frühstücken tun wir erst auf Südtiroler Seite.“

Gleich darauf zogen sie los. Es war eine klare Nacht, aber bitterkalt. Im Osten zeigte sich ein schmaler heller Streifen am Himmel, der Widerschein der Sonne. Im Westen funkelten noch ein paar Sterne. Auf den höchsten Bergen leuchtete über den dunklen Latschenstreifen noch der Schnee des vergangenen Winters. Gerne wäre Maria stehengeblieben, um ein bißchen zu schauen, aber Rubezahl mahnte zur Eile.

„Mir wäre ein richtig schöner dicker Nebel lieber“, brummte er unzufrieden. „Oder ein ordentlicher Regen! Da treiben sich die Gendarmen und die Zöllner nicht gerne in den Wäldern herum!“

Er ging voraus. Zuerst führte er sie einen schmalen Pfad abwärts. Bald kreuzte ein Steiglein ihren Weg, und sie mußten diesem nachgehen. In Serpentina stiegen sie wieder an, bis sie ein flaches Joch erreichten. Hier folgten sie einem Trampelpfad, den Gamsen oder Rehe in Jahrhunderten ausgetreten hatten, auf der anderen Seite hinunter. In der Tiefe konnte man nun schon einige schwache Lichter erkennen. Das waren Häuser, in denen Licht brannte. Inzwischen war es schon halb sechs geworden. Die Menschen in den Dörfern standen auf und zündeten ihre Lampen an.

Gegen halb sieben kamen sie nach Burgeis. Auf dem Weg zum Dorf begegnete ihnen ab und zu ein Bauer, der mit seinem Roß aufs Feld zog. Aber niemand hielt sie auf.

Im Haus gleich neben der Kirche wohnte eine entfernte Base von Vater. Sie erwartete sie und begrüßte sie voller Freude. Es war lange her, daß sie einander gesehen hatten. Während des Krieges und auch zu dieser Zeit noch konnte man nicht so ohne weiteres die Grenzen überschreiten. Man brauchte Son-

dergenehmigungen, die sehr schwer zu erhalten waren. Da war es einfacher, so wie Maria über Berge und Jöcher heimlich in ein anderes Land zu gehen.

Die Tante Resl war eine große, stattliche Frau. Sie drückte alle der Reihe nach an ihren Busen, auch den bärtigen Rübezahl. Dann bat sie ihre Gäste in die Küche und tischte ihnen Spiegeleier mit gebratenem Speck, Fladenbrot und Milchkaffee auf. Sie war verheiratet, aber der Mann war unter der Woche nicht zu Hause. Er arbeitete als Monteur weit unten im Trentinschen, während sie den Bauernhof führte.

Im Herd knisterten die brennenden Holzscheite, der gebratene Speck duftete, und Maria fand es sehr gemütlich. Das Essen nach dem anstrengenden Marsch machte sie müde. Die Eltern jedoch wollten aufbrechen. Burgeis hatte nur einen winzigen Laden, in Glurns aber gab es einen größeren, der auch Einziehgummi, Schnuller, Lorbeerblätter und Zigarettenpapier verkaufte. Außerdem lebte dort Vaters ältester Bruder, der auch einen Bauernhof besaß. Und dann mußten sie heute wieder über die Grenze, um die lange Reise über Innsbruck zurück ins Zillertal zu machen.

„Laßt Maria einfach bei mir und holt sie wieder ab, wenn ihr zurückgeht“, schlug die Base vor. „Sie muß ja dann sowieso noch einen weiten Weg machen, hinauf über das Joch und nach Nauders hinunter.“

Nach einigen Überlegungen gingen die Eltern auf den Vorschlag ein. Maria blieb also bei der Tante. Sie bekam ein Kissen und eine Wolldecke, und dann schlief sie auf dem Diwan in der Stube, bis es Zeit zum „Halbmittagen“ war. Die Tante fütterte sie erneut, diesmal mit Speckbrot und einem Apfel. Maria kam sich ein bißchen vor wie im Schlaraffenland.

Kurz nach dem Mittagessen kamen die Eltern mit Rübezahl zurück. Jeder trug einen Rucksack auf dem Rücken. Die Mutter stieß einen Seufzer aus, als sie den Rucksack abnahm.

„Ich bin froh, daß du mir tragen hilfst, Maria“, sagte sie.

„Wenn du ein paar Kilo nimmst, habe ich es doch leichter.“

„Bis zum Reschen kann ich euch begleiten. Wir nehmen das

Roß, dann braucht ihr die Rucksäcke nicht zu tragen. Ist eh noch weit genug, den Berg hinauf und dann wieder nach Nauders hinunter“, sagte die Tante.

Das Roß hieß Fleck und war ein kräftiger Haflinger. Es diente der Tante Resl für die Feldarbeit. Sie luden ihm also die Rucksäcke auf und zogen los. Nun brannte die Sonne schon heiß, und alle waren froh, daß Fleck auf seinem starken Rücken das Gepäck trug. Rübezahl wischte sich ununterbrochen den Schweiß vom Gesicht, und die Tante Resi neckte ihn: „Ohne Bart hättest du es kühler. Aber ihr Mander seid ja noch eitler als wir Weiberleut’.“

An der letzten Straßenbiegung vor dem Reschen, dort, wo sie am Morgen auf die Straße gestoßen waren, führte Rübezahl das Pferd ein Stück in den Wald hinein. Tante Resl tätschelte ihm die Stirn. „Brav warst du, Fleck, ganz ein braver Fleck warst du!“ sagte sie. Der Vater löste die Rucksäcke, und nun mußten die Menschen ihr Gepäck wieder selbst schleppen, auch Maria. Die Tarnung war eine ihrer Aufgaben, die andere war eben die Hilfe beim Transport.

Tante Resl hatte Tränen in den Augen, als sie sich verabschiedete. „Wann werden wir uns wieder sehen? Wir leben gar nicht so weit auseinander, und so selten nur sehen wir uns!“ sagte sie.

„Wenn alles gut geht, kommen wir vielleicht bald wieder“, lachte der Vater. Nun schien er die Schmugglerei direkt zu genießen. Er hatte seine Kappe schief aufs rechte Ohr gerückt, den Hemdkragen weit aufgeknöpft und die Ärmel hochgeschlagen. Trotz seiner Brille schaute er heute absolut nicht wie ein Lehrer aus.

Tante Resl schwang sich auf das Roß. Sie winkte ihnen von der Straße aus noch einmal zu, dann war sie verschwunden.

„Also, auf geht’s“, sagte Rübezahl. „Und möglichst leise gehen und nicht laut reden.“ Schweigend nahmen sie ihr Gepäck auf und marschierten los.

Am Nachmittag sah der Wald ganz anders aus als am frühen Morgen. Inzwischen waren auch Wolken aufgezogen, doch

schoben sie sich leider nicht vor die Sonne, sondern blieben auf den Berggipfeln rundum hängen.

„Und kein Windhauch!“ schimpfte Rübezahl.

„Mir ist lieber heiß, als wenn es ein Gewitter gäbe“, sagte die Mutter, die sich vor Blitz und Donner noch mehr fürchtete als vor Gendarmen oder Grenzsoldaten.

Schwitzend und schnaufend arbeiteten sie sich den Berg hinauf. Auf dem Jöchl nahm die Mutter ihren Rucksack ab. „Also, ich muß einen Augenblick verschnaufen“, sagte sie. „Einen Augenblick, dann geht’s schon wieder.“

„Aber wirklich nur ganz kurz“, meinte Rübezahl. „Wir kommen jetzt in die kritische Zone. Da treiben sie sich gern herum. Oder sie liegen unter irgendeinem Baum und lauern einem auf. Die haben’s nämlich faustdick hinter den Ohren.“

„Wir auch“, sagte der Vater. „Und das ist unser Glück.“

„Unser Glück ist, daß wir einen Steig gehen, den außer mir fast niemand kennt, weil das nur so ein Wildwechsel-Trampelpfad ist!“ sagte Rübezahl. Er war heute der Kapo und mußte das einfach ab und zu deutlich machen.

Am Grundlhof stand die Bäuerin am Brunnen und schwemmte die Wäsche. „Alles gut gegangen?“ erkundigte sie sich.

„Bis jetzt ja“, gab Rübezahl zur Antwort. Er holte ein Päckchen aus seinem Rucksack und übergab es der Bäuerin. „Alles drinnen, was du bestellt hast!“ sagte er. „Wenn ich dich wieder brauch’, geb’ ich rechtzeitig Bescheid.“

„Wollt’s nicht hereinkommen?“

„Nein, nein, keine Zeit. Wir müssen schauen, daß wir zum Autobus kommen!“

Da holte die Bäuerin einen Krug mit Buttermilch, und sie tranken im Stehen ein paar Schluck gegen den ärgsten Durst. Nur Maria hatte sich auf einen Stein neben dem Weg hinge-hockt. Die Bäuerin half der Mutter den Rucksack aufnehmen. „Also, der hat seine fünfundzwanzig Kilo. Nicht schlecht!“ meinte sie anerkennend.

„Mir tut eh schon das Kreuz weh“, sagte die Mutter. „Aber

was hilft's. Wenn man schon einmal über die Grenze geht, dann soll sich's auch auszahlen.“

In Nauders an der Haltestelle des Postautos warteten schon ein paar Leute. Rübezahl stellte sich dazu und bedeutete den anderen, die Rucksäcke abzunehmen.

„Mutti, glaubst du, wir bekommen einen Sitzplatz?“ fragte Maria. Sie fühlte sich hundemüde. Wie schön wäre es, schon daheim zu sein, die Füße auszustrecken und keinen Rucksack mehr schleppen zu müssen! Aber sie hütete sich, ein Wort der Klage verlauten zu lassen. Schließlich hatten die Eltern sie vor der Anstrengung gewarnt.

„Ich hoffe schon“, meinte die Mutter. „Dadurch, daß der Bus hier seine Endstation hat, haben wir gute Chancen.“

Rübezahl schlenderte ein bißchen herum, redete mit dem einen und dem anderen Wartenden und kam dann wieder zurück.

„Nehmt die Rucksäcke wieder auf. Da geht heut' nichts. Die Franzosen sind unterwegs. Es gibt Kontrollen.“

„Ja, was sollen wir da tun?“ fragte die Mutter ratlos.

„Wieder hinauf zum Grundlhof. Aber wir müssen uns möglichst unauffällig verkrümmeln. Man kann nie wissen. Nicht alle sind den privaten Schmugglern wohl gesonnen. Die professionellen Schieber, die das Geschäft in großem Stil betreiben, betrachten uns als Störfaktor.“

„Was, noch einmal den Berg hinauf? Unmöglich. Das schaff' ich nicht mehr! Können wir nicht da in Nauders in einem Gasthof übernachten?“ fragte die Mutter.

„Ausgeschlossen. Die machen hundertprozentig Razzien, da im Dorf. Da hilft nichts. Wir müssen schauen, daß wir morgen fahren können.“

Selbst der Vater machte bei der Neuigkeit ein langes Gesicht. „Na ja, das gehört wohl auch zum Schmugglerdasein“, meinte er und lud erst sich, dann der Mutter den Rucksack auf die Schultern.

Zehn Minuten später waren sie wieder im schützenden Wald.

„Wartet hier“, sagte Rübezahl. „Ich lasse meinen Rucksack bei euch und geh' schnell ins Dorf zurück. Ich muß versuchen, die Fahrkarten umzutauschen. Wenn ich in einer Dreiviertelstunde

nicht wieder hier bin, versteckt meinen Rucksack gut und steigt allein zur Bäuerin auf. Dann ist mir irgendwas zugestoßen, und ihr müßt schauen, wie ihr ohne mich zurechtkommt.“ „Schöne Geschichte“, meinte der Vater. „Wenn ich das gewußt hätte, also, ich weiß nicht ...“

„Na ja, jetzt ist es, wie es ist. Ich nütz' die Pause und pack' meinen Rucksack um. Diese verflixte Petroleumflasche bohrt sich mir dauernd ins Kreuz“, sagte die Mutter.

Der Vater suchte einen weichen, moosbewachsenen Platz und breitete seine Jacke darauf. So konnte Maria sich ein bißchen hinlegen und ausrasten. Nun fühlte sie sich wohl. Die hohen, dichten Fichten rauschten leise und vertraut, eine Wasseramsel erhob sich und flog, hohe kurze Schreie ausstoßend, über die Wipfel. Langsam wurde es dämmerig.

Vater und Mutter saßen dicht beisammen und unterhielten sich leise. Plötzlich schrak Mutter hoch. „Horch, was ist das? Hörst du nichts?“

Jetzt wurde auch Vater aufmerksam. Maria setzte sich auf. Nun konnte auch sie die Geräusche wahrnehmen. Dürre Zweige knackten auf dem Boden, Laub raschelte, und ab und zu hörte man, wie ein Steinchen unter einem harten Tritt ins Rollen geriet und den steilen Hang hinunterkollerte. Alle drei hielten den Atem an. „Hoffentlich sind es nicht Zöllner, die diese grenznahe Gegend nach Schmugglern absuchen. Oder französisches Militär, das die Razzien auf den Wald ausdehnt!“ flüsterte die Mutter.

Die Geräusche kamen näher. Alle drei duckten sich tief in den Schatten der Bäume. Maria war heilfroh, daß es schon dämmerig war. Sie kauerte zwischen den Eltern. Da spürte sie, wie die Mutter am ganzen Körper schlotterte.

Zwei Gestalten tauchten an der Wegbiegung auf. Sie waren zu weit weg, daß man hätte erkennen können, ob sie mit einer Uniform bekleidet waren. Einer war sehr dick. Das war wohl der mit den schweren Schritten. Sie hatten Hüte auf und trugen Rucksäcke. Heutzutage trug praktisch jeder einen Rucksack, aber Dicke sah man höchst selten.

„Keinen Rührer“, flüsterte der Vater. „Ganz ruhig bleiben, ganz ruhig.“ Aber auch er, das merkte Maria genau, war überhaupt nicht ruhig. Er hatte ihre Schulter umfaßt und preßte sie an seinen Körper.

Die zwei Gestalten kamen näher. Nun konnte man erkennen, daß sie einen Hund bei sich hatten, einen großen, braunen Jagdhund. Er trottete hinter ihnen her, immer die Nase am Boden, war aber nicht angeleint. Plötzlich hob er die Schnauze und begann in Marias Richtung zu laufen. Der eine Mann stieß einen kurzen Pfiff aus, und der Hund machte auf der Stelle kehrt und lief zu seinem Herrn zurück. Maria dachte, wie schön es wäre, wenn Spitz auch so brav gehorchen würde. Sie konnte pfeifen und rufen, soviel sie wollte. Wenn Spitz einen Befehl nicht ausführen wollte, stellte er sich einfach taub. Nur gut, daß er klein war und niemandem, weder Tier noch Mensch, etwas zu Leide tat.

Die Hüte der zwei Männer waren mit Gamsbärten geschmückt. Sie waren so prächtig und hoch, daß sie bei jedem Schritt auf- und niederwippten. Über der Schulter hatte jeder eine Flinte hängen.

„Gott sei Dank, sie haben uns nicht gesehen“, flüsterte der Vater. „Wenn ihnen nur der Rübezahl nicht in den Weg läuft!“ Aber später, als die beiden schon längst wieder in der Nacht verschwunden waren, zitterte die Mutter noch immer. „Also nein,“ flüsterte sie, „ich glaube, richtig geeignet zum Schmugeln bin ich doch nicht.“

„Na, ich finde, wir haben uns recht tapfer gehalten“, meinte der Vater.

„Waren das Jäger?“ fragte Maria.

Der Vater zuckte die Schultern. „Keine Ahnung. Österreicher können es nicht gewesen sein. Sie haben Gewehre gehabt, und Österreicher dürfen noch keine Waffen tragen, auch keine Jagdwaffen. Das haben die Franzosen verboten.“

„Ich glaube, dieses Gesetz ist schon aufgehoben worden“, widersprach die Mutter.

„Vielleicht sind es französische Jäger“, meinte Maria.

„Ja, das wäre auch möglich. Na ja, Hauptsache, sie haben uns nicht entdeckt.“

„Wenn jetzt der Rübezahl käme, könnten wir endlich weitergehen. Ich sehne mich nach einem Bett“, sagte der Vater.

„Und ich erst!“ Die Mutter stieß einen Seufzer aus. „Wie froh werde ich sein, wenn ich überhaupt nie mehr schmuggeln gehen muß.“

„Und ich freu’ mich, wenn ich jeden Tag so viel essen kann wie heute bei der Tante Resl.“

So standen sie dicht beieinander und unterhielten sich flüsternd über eine Zukunft, in denen man Brot und Einziehgummi und Babyschnuller einfach im nächsten Geschäft würde kaufen können. Und vielleicht ab und zu auch eine Tafel Schokolade. Rübezahl tauchte lautlos und überraschend aus der Finsternis auf. Kein Ästchen hatte geknackt, kein Atemzug war zu hören gewesen. Plötzlich stand er da.

„Alles in Ordnung! Wir haben die Fahrkarten. Ein verlässlicher Informant hat mir versichert, daß der Bus morgen früh nicht kontrolliert wird.“

„Werde ich froh sein, wenn wir ungeschoren wieder daheim sind“, sagte die Mutter.

Rübezahl kicherte leise. „Ein bißchen Aufregung gehört schon dazu zum Schmuggeln.“

Rübezahl kannte jeden Stein auf dem Weg zum Hof. Obwohl es stockdunkel war, führte er sie sicher den Steig hinauf. Die Bäuerin war nicht besonders erstaunt, als sie die vier wieder sah. Das kam immer wieder einmal vor, daß eine Razzia durchgeführt wurde. Solange man rechtzeitig gewarnt wurde, war es nicht so schlimm.

Am nächsten Tag hatte das Wetter umgeschlagen. Rübezahl fluchte kräftig, als sie vors Haus traten. Alles troff vor Nässe, und es sah nicht so aus, als ob der Regen bald aufhören würde. Zum Glück hatten sie die Pelerinen mit, weil der Vater als erfahrener Bergsteiger nie ohne Regenschutz aus dem Haus ging.

Der Regen dauerte den ganzen Tag an. Maria, der Rübezahl im

Bus einen Fensterplatz organisiert hatte, genoß die Reise trotzdem. Bei der Hinfahrt war sie so zwischen den anderen Leuten eingekellt gewesen, daß sie kaum einmal einen Blick nach draußen hatte werfen können. Nun wurde sie nicht müde, abwechselnd die steilen Felswände, den reißenden Inn und die anderen wilden Bäche, die aus den unzähligen Schluchten stürzten, anzuschauen.

Die Namen der Ortsschilder, die sie in der Schule hatte lernen müssen, tauchten, schön der Reihe nach, vor dem Busfenster auf. Leute stiegen ein, stiegen aus. Die lebten also da, in diesen Dörfern, die Maria bis vor kurzem nur vom Hören her kannte. Nun verbanden sich die Namen plötzlich mit bestimmten Kirchtürmen, mit besonderen Häusern und mit individuellen Menschen.

Eine junge Frau, die in Prutz einstieg, schenkte Maria einen rotgelb gesprenkelten Apfel. Er war ein bißchen verschrumpelt, aber er schmeckte wunderbar.

„Wachsen bei euch heroben noch Goldparmänen?“ fragte der Vater erstaunt.

Die junge Frau nickte. „Auf der Sonnseite gedeihen sie gut.“

„Im Zillertal wachsen sie auch“, sagte der Vater. „Man muß sie nur fleißig veredeln.“

Maria aß ihren Apfel, lauschte auf das, was die Leute rundum redeten, betrachtete die regennassen Wälder und Wiesen und fühlte sich rundum glücklich. Erst als sie schon im Zug saßen und plötzlich zwei amerikanische Soldaten das Abteil betraten, erschrak sie. Aber die Soldaten machten keine Kontrolle, es waren nur ganz gewöhnliche Reisende.

Ab dem Ötztal wurde die Landschaft sanfter, das Wetter aber blieb gleich schlecht. Als sie in Zell aus dem Zug stiegen, goß es noch immer. Nun hieß es zum letztenmal die Rucksäcke schultern.

„Wenn du eine Stelle im Tal hättest, bräuchten wir jetzt nicht eine Dreiviertelstunde den Berg hinaufkeuchen“, sagte die Mutter.

„Ja, das wär' bequem“, gab der Vater, der sonst meist seinen

Berg verteidigte, heute bereitwillig zu. „Aus dem Zug aussteigen, ums nächste Eck biegen und schon daheim sein! Das wär's!“

Seine Worte klangen bekümmert. Aber dann straffte er den Rücken und meinte: „Wer weiß! Vielleicht bekomme ich die Stelle in Saffenz. So halb und halb ist sie mir ja schon versprochen.“

„Bevor wir nicht dort sind, glaube ich gar nichts mehr“, widersprach die Mutter.

Wenn die Eltern um Vaters neue Stelle diskutierten, lag seit einiger Zeit immer Streit in der Luft. Maria war Rübezahl dankbar, als er ablenkte: „Leute, seid zufrieden, weil wir gut bis hierher gekommen sind. Und seid froh, daß die Franzosen die Sperrstunde schon aufgehoben haben. So brauchen wir keine Angst haben, von einer Wache aufgegriffen zu werden.“

Von der Großmutter wurden sie wie Helden empfangen. Es waren richtige Schätze, die sie heim brachten: acht Meter Einziehgummi, Nähadeln in allen Größen, schwarzen und weißen Zwirn, eine Rolle Spagat, drei Flaschen Petroleum, zwei Kilo Speck, fünf Kilo Reis, sechs Kilo schwarze Polenta, sechs Kilo gelbe Polenta, fünf Dekagramm Lorbeerblätter, extra für Onkel Fritz ein Zahnbürstel und für Vater zwei Packungen Tabak. Und für Großmutter zukünftige Hexenschüsse natürlich ein großes Glas bis zum Rand mit ODERMENNIG gefüllt.

„Na servus, wenn sie euch erwischt hätten!“ sagte die Großmutter. „Es schaudert mich direkt, wenn ich daran denke.“

„Sie haben uns aber nicht erwischt!“ sagte Rübezahl. Er glühte vor Stolz, denn er hatte die Hauptverantwortung für diese gelungene Schmugglertour getragen, und folglich fiel ihm auch das größte Lorbeerblatt zu. Symbolisch gesagt. In Wirklichkeit waren die Lorbeerblätter natürlich nach wie vor für die Suppe bestimmt.

„Ich kann die Kinder nicht dauernd von der Schule befreien“, sagte der Vater. „Tut mir leid, wirklich, aber es geht nicht.“

Die Bäuerin vom Karrlandshof war aufgestanden.

„Ich brauch’ den Buben. Was soll ich denn tun? Der Bauer ist noch in der Gefangenschaft, aber die Äcker müssen bestellt werden. Allein schaff’ ich es nicht.“

„Der Georg ist sowieso schon schwach in der Schule. Wenn er jetzt wieder vier Tage versäumt, dann wird er gar nicht mehr mitkommen.“

„Erdäpfel sind wichtiger, als fehlerfrei schreiben zu können!“ rief die Bäuerin.

„Verstehst du nicht, daß die Schule das Wichtigste überhaupt ist für einen jungen Menschen?“ schrie der Vater. „Bildung! Ausbildung! Darin liegt die Zukunft. Aber so weit denkt ihr nicht!“

„Der Georg hat noch zwei kleinere Geschwister. Sollen die hungern, weil du so stur bist?“

„Hungern werden sie schon nicht brauchen, wenn der Georg, so wie es recht ist, den Unterricht besucht“, meinte der Vater, schon etwas ruhiger. Der Gedanke an die hungernden Geschwister schien ihn zu beeindrucken.

„Das nächstmal sag’ ich nichts und lass’ ihn einfach so daheim. Dann hast du’s!“

„Das hast du schon gemacht, Karrlanderin. Und du weißt, daß das gegen das Gesetz ist. Du kannst gestraft werden!“

„Dann lass’ ihn mir wenigstens zwei Tage, bis wir die dringendste Feldarbeit gemacht haben.“

Was blieb dem Vater anderes übrig, als schließlich zuzustimmen. „Wenn ich wieder einmal ein Schaf schwarz schlacht’, schick’ ich dir ein Stückl mit dem Buben mit“, versprach die Bäuerin.

„Untersteh dich!“ rief der Vater. „Glaubst du, ich lass’ mich bezahlen, wenn ich einem Schüler schulfrei gebe? Was glaubst du eigentlich von mir?“

Nun war auch er aufgesprungen und nahe an die Besucherin herangetreten.

„Die Karrlanderin meint es doch nur gut“, sagte die Mutter. „Da brauchst du dich doch nicht so aufzuregen, Robert.“

Als die Bäuerin gegangen war, redete sie dem Vater ins Gewissen. „Du bist wirklich stur. Wir könnten es viel leichter haben, wenn du vernünftiger wärst. Wenn ich mir vorstell’, wieder einmal ein ordentliches Stück Schafffleisch im Kochtopf zu haben! Schließlich machen das alle. Eine Hand wäscht die andere in solchen Zeiten.“

Maria saß am Küchentisch und ließ flink ihre Feder über das Papier gleiten. Die Lehrerin hatte ihnen zehn neue Vokabeln auf die Tafel geschrieben. Mit diesen mußten die Schüler französische Sätze bilden. „Madame Dupont ne prend pas de lait“, schrieb Maria und spitzte dabei die Ohren, um sich keine Silbe des elterlichen Gesprächs entgehen zu lassen. Sie hätte auch gerne wieder einmal ein Stück Braten gegessen.

„Das kommt nicht in Frage!“ Der Vater wanderte noch immer erregt in der Küche auf und ab. Lisa, die auf Mutters Schoß saß, streckte beide Hände aus. „Aufnehmen! Lisa will reiten“, rief sie. Der Vater setzte sie, wie er es oft tat, auf seine Schultern, und Lisa klatschte vor Begeisterung in beide Hände. Wenn der Vater mit Lisa spielte, sie herumtrug, sie hochhob bis zur Decke und dann mit Schwung wieder hinuntergleiten ließ, gab es Maria manchesmal einen dünnen Stich im Bauch. Dann versuchte sie, sich nichts anmerken zu lassen. Lisa war eben das jüngste Kind, und sie selbst war schon zu groß, um herumgetragen zu werden. Und Streicheln oder Küsse oder Schmusen, so etwas gab es in der Familie nicht. Nur wenn Maria krank war, setzten sich die Erwachsenen an ihr Bett und hielten ihr die Hand oder streichelten ihr über den Kopf.

Unter den französischen Satz schrieb sie die Übersetzung: „Madame Dupont nimmt keine Milch.“ Inzwischen machte es

ihr Spaß, französische Wörter durch Übersetzung ins Deutsche zu entschlüsseln und ihnen ihr Geheimnis zu entlocken. Und genauso spannend war es auch, den umgekehrten Weg zu gehen: alltägliche, vertraute Wörter zu verzaubern, so daß sie wie Hexensprüche klangen.

„Pierre Dupont regarde des cartes postales“, schrieb sie weiter. „Peter Dupont betrachtet Ansichtskarten.“ Bald würde sie mit der Aufgabe fertig sein.

„Aber das macht doch jeder heutzutage, daß er für Gefälligkeiten irgendwie eine Gegenleistung nimmt“, sagte die Mutter. Sie konnte sich mit dem Entschwinden eines am Horizont schon sichtbar gewesenen Bratens nicht so leicht abfinden. Vater wurde immer störrischer.

„Ich will nichts mehr davon hören“, erklärte er mit lauter Stimme. „Keine Silbel!“

Am Abend kam Onkel Fritz. „Mir kommt vor, du bist noch magerer geworden“, rief die Großmutter aus und machte sich sofort am Herd zu schaffen. Maria dachte, ihm hätte ein Stück Schafffleisch auch gut getan. Andererseits: es gefiel ihr schon, daß Vater so standhaft war.

Außerdem wirtschaftete die Mutter sehr sparsam, und so hatten sie noch genügend Fett, um die schwarze Polenta ordentlich abzuschmalzen. Auch ein schönes Stückchen Speck lag noch auf der obersten Stellage in der Speisekammer. Großmutter pries jeden Tag dreimal, zu jeder Mahlzeit, die tapferen Schmuggler samt ihrer Nummer eins, dem Rübezahl.

Wie immer wußte Onkel Fritz viel zu erzählen. Er, als Stadtmensch, hatte ganz anders geartete Erlebnisse als die Bergbewohner in ihrer Einöde. In der Stadt gab es bereits wieder Theater und Filme. Maria war noch nie in einem Kino gewesen. Hingerissen lauschte sie den faszinierenden Berichten. Sie stellte sich das wunderbar vor, zuerst der große Saal, die erwartungsvollen Menschen, dann die Dunkelheit, die helle Leinwand mit den lebendigen, sich bewegenden Bildern, die sich zu traurigen oder lustigen Geschichten fügten, die Musik.

Onkel Fritz erzählte aber auch von weniger schönen Begebenheiten. In der Stadt litten die Menschen viel stärker unter Hunger. Oft brach die Gasversorgung zusammen. Dann gab es wieder, auch tagsüber, stundenlang keinen Strom. In den Straßen trieben sich, besonders zur Nachtzeit, gefährlich aussehende Gestalten herum. Vor denen mußte man sich in acht nehmen, die waren zu allem fähig. Aber trotz allem, das Leben in der Stadt war faszinierend, und Onkel Fritz würde um alles in der Welt nicht mehr hier in der Einöde leben wollen.

Maria konnte keinen Blick von ihm wenden. Vielleicht würde

der Vater eine Stelle in Innsbruck bekommen? Spätestens wenn sie groß wäre, würde sie auch in die Stadt ziehen wie Onkel Fritz. Und all das, was sie sich heute nur erzählen lassen konnte, selbst erleben.

Onkel Fritz strahlte, als die Großmutter die Brennsuppe auftrug, auf der goldgelb geröstete Brotstückchen und ein halbes Lorbeerblatt schwammen. Und genauso strahlte er über die Schüssel voll schön fettglänzender Polenta. Und etwas später, als die Familie sich zum Schlafengehen rüstete, über die geschmuggelte nagelneue Zahnbürste, die ihm die Großmutter wie eine Jagdbeute überreichte.

Doch mit Vaters neuer Stelle gab es Schwierigkeiten. Der Briefträger brachte am nächsten Tag einen Brief von der Schulbehörde. Der Bezirksschulrat teilte ihm darin bedauernd mit, daß er die Stelle in Saffenz doch nicht antreten könnte. Der Ortspfarrer war dagegen. Der Lehrer, der früher dort unterrichtet hatte, war ein aktiver und hundertprozentiger Nazi gewesen und als solcher der Säuberungswelle zum Opfer gefallen. Aber gleichzeitig hatte er als ein begnadeter Orgelspieler gegolten. Vater konnte nicht Orgel spielen. So war er für den Pfarrer, der ein sonntägliches Hochamt ohne den Klang der Orgel nicht länger ertragen wollte, unannehmbar.

„Ich bin überzeugt, da setzen sie eher noch den alten Nazi wieder ein, als daß du eine Chance hättest“, sagte der Briefträger.

Der Vater zuckte die Schultern. „Nun ja, ich versteh’s schon irgendwie. Wenn in der Kirche eine Orgel steht, wollen die Leute auch die Musik haben. Für mich wird sich schon etwas anderes ergeben.“

Die Mutter nahm die Absage nicht so gelassen hin. „Ich seh’ nicht ein, was die Kirche mit dem Lehrer zu tun hat. Wenn der Pfarrer einen Orgelspieler braucht, soll er sich um einen umsehen. Das ist ja lächerlich!“

Der Briefträger schüttelte den Kopf. „Vielleicht will die Gemeinde einfach ihren alten Lehrer wieder, Nazi hin, Nazi her. So scheinheilig alle von Demokratie reden und so sehr sie nun

das zusammengekrachte Regime verdammen, innerlich hat sich bei den meisten nicht viel getan.“

„Schlimmstenfalls muß ich halt noch ein Jahr hier bleiben. Wir leben doch nicht so schlecht hier heroben auf dem Berg“, sagte der Vater. Er tätschelte behutsam Mutters Hand. Aber sie ließ sich nicht beruhigen. „Dann muß Maria einen weiteren Winter jeden Tag ins Dorf gehen! Nein, nein, das seh’ ich nicht ein. Wenn du nichts unternimmst, fahr’ ich selber zum Schulinspektor.“

Nun mischte sich der Onkel Fritz ein. „Ich könnte schauen, daß ich Maria in der Stadt unterbringe. Vielleicht bei der Frau vom Chef. Das ist eine nette Frau.“

Maria setzte die Kaffeetasse, die sie gerade zum Mund führen wollte, ab. In die Stadt ziehen? Jetzt schon? Ohne Eltern? Ohne Großmutter?

Aber die Mutter setzte ihrer Bestürzung ein rasches Ende. „Nein, nein, die Familie auseinanderreißen, das kommt nicht in Frage. Wir wollen miteinander in einen größeren Ort übersiedeln.“

Der Briefträger war mit seinen Gedanken noch immer bei dem Brief. Er tunkte sein Brot in die Kaffeetasse, schob den aufgeweichten Bissen in den Mund, schluckte und schüttelte dann gedankenverloren den Kopf. „Das geht husch, husch, und du bist entnazifiziert und darfst dein altes Amt wieder einnehmen. Erst letzte Woche hat mir ein Kollege aus Matrei von einem ähnlichen Fall berichtet. Das ist dasselbe wie bei den Bürgermeistern. Fast die Hälfte aller heutigen Bürgermeister in unserem Bezirk waren schon während des Krieges Bürgermeister. So einfach ist es. Du brauchst nichts anderes als die richtigen Beziehungen. Und du mußt den Großkopferten zu Gesicht stehen.“

„Nun, wenn sie nichts angestellt haben“, sagte der Vater, „warum sollte man sie absetzen?“

„Bei den anderen Leuten, da bist du versöhnlich!“ empörte sich die Mutter. „Die haben immerhin bei den Nazis mitgemacht, sonst wären sie nicht Bürgermeister geworden.“

Nun mischte sich die Großmutter ein. „So ein Dorfbürgermeister, das war doch nur ein kleiner Fisch. Was mich aufregt, ist, daß sie die Großen laufen lassen. Möcht' nur wissen, wo jetzt der Gauleiter und Landeshauptmann von Tirol, der Franz Hofer, ist.“

„Der soll sich umgebracht haben, ist in der Zeitung gestanden. In England soll er sich umgebracht haben. Aber die Hilde Vogl hat mir gesagt, daß sie gehört hat, das sei nur ein Gerücht“, meinte die Mutter.

„Wenn es stimmte, hätte er wenigstens gebüßt, daß er das Gnadengesuch für den armen Hans Vogl abgelehnt hat“, sagte die Großmutter.

„Der hat viele Gnadengesuche abgelehnt“, sagte der Briefträger. „Wartet nur und laßt genügend Wasser den Ziller hinunterfließen, und der gute Hofer sitzt wieder irgendwo an hoher Stelle und führt ein feines Leben. Und wenn er stirbt, in dreißig oder vierzig Jahren, solche Falotten sind ja zäh, dann kriegt er ehrenvolle Nachrufe und ein großes Begräbnis. Das sag' ich euch!“

„Und was ist mit uns, ziehen wir ins Tal oder bleiben wir hier?“ fragte Willi.

„Wir ziehen ins Tal hinunter, das garantier' ich euch, da geb' ich nicht nach, und wenn ich bis nach Wien gehen muß.“

„Na, na, bis nach Wien brauchst du nicht zu gehen, Luisa, wirklich nicht“, sagte der Vater. Er beugte sich nieder, um Kitty zu streicheln, die um seine Beine herumschmeichelte.

„Aber ob die Katze glücklich wird in einer fremden Gegend?“

„Sie wird sich schon eingewöhnen. Ich habe mich auch eingewöhnen müssen hier heroben“, meinte die Mutter.

„Im Tal wirst du dich, mein lieber Willi, mehr anstrengen müssen als hier am Berg“, sagte die Großmutter. „Überhaupt, wenn du dann in die Hauptschule kommst. Da kannst du dir ein Beispiel an Maria nehmen.“

Willi zog ein Schnäuzchen. „Immer die Maria, die Maria“, rief er. „Die ist halt dein Liebling!“

Maria war gerade aus dem Zug geklettert. Noch immer gab es zu wenig Kohle, so daß nicht viele Züge verkehrten und die Plätze immer knapp waren. Um Fahrkarten zu ergattern, mußte man lange anstehen, einige Ausweise vorzeigen und dazu noch Glück haben. Aber der Briefträger hatte ihr mit Hilfe einer Beziehung eine Fahrkarte besorgen können. Nun stand sie am Bahnsteig und schaute sich um.

Es wimmelte von Reisenden. Die einen kamen, die anderen gingen, aber alle drängelten, und Maria wurde mitgeschoben. Am Rücken trug sie ihren Rucksack, der rechte Arm wurde von einer schweren Tasche zu Boden gezogen. Sie hatte einen Laib selbstgebackenes Brot, ein Stückchen Speck und zwei kleine Krüge mit Schweineschmalz mitgebracht. Ein nahrhafter Gruß für Fritz aus seiner alten Heimat und ein Gastgeschenk für die Familie Haydegger. Aber wo blieb Fritz nur? Er hatte doch versprochen, sie vom Zug abzuholen. So war es ausgemacht gewesen.

Endlich gelang es ihr, sich in eine Ecke zu drücken. Nun war sie zumindest der allgemeinen Schieberei entkommen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte den Kopf hoch und versuchte verzweifelt, im vorbeidrängenden Menschengewimmel irgendwo den schwarzen Haarschopf von Onkel Fritz zu entdecken. Doch er war nirgends zu sehen. Ob er sie vergessen hatte? Was sollte sie dann anfangen? Aber das konnte doch nicht möglich sein. Schließlich hatte er sie eingeladen, und alles war ausgemacht und organisiert.

Die Lokomotive am Ende des Bahnsteigs stieß zugleich mit einer dicken Rauchwolke einen schrillen Pfiff aus, und der Zug setzte sich in Bewegung. Nun wurde auch das Gedränge

schwächer. Der Bahnsteig leerte sich langsam, aber von Onkel Fritz war noch immer nichts zu sehen.

Vielleicht wartete er in der Schalterhalle? Oder vor dem Bahnhofsgebäude? Sie beschloß, ihr sicheres Plätzchen aufzugeben und ihn suchen zu gehen. Irgendwo mußte er ja sein.

In der Halle ging es weniger hektisch zu. Vor den Schaltern standen lange Schlangen von Menschen, die aber ruhig und gefaßt warteten. Plötzlich löste sich ein Mann aus der Menge und strebte der Mitte des Raumes zu. Dort blieb er stehen. Er wandte sich den wartenden Menschen zu, breitete die Arme aus und fing mit lauter Stimme zu reden an. Es klang so, als ob er den Text auswendig gelernt hätte. Einige der Anwesenden drehten ihm den Kopf zu, andere standen weiter in ihrer Schlange und beachteten ihn nicht.

Er sprach: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Ich bin nur ein Heimkehrer. Ich kann nichts dafür, daß ich sieben Jahre draußen gewesen bin und daß mich der Krieg übriggelassen hat. Gelegenheit zum Verheizen war oft vorhanden. Aber nun bin ich einmal heimgekommen und bitte vielmals um Verzeihung. Ich habe mich eigentlich auf dieses Heimkommen gefreut, aber diese Freude vergeht, wie alles im Leben vergänglich ist. Leider auch meine Kleidung.“

Nun, da der Mann so laut und deutlich von seiner Bekleidung sprach, fiel es Maria auf. Die Hose, die er trug, schaute wirklich sehr zerschlissen aus. Das Hemd war ihm zu klein. Die obersten zwei Knöpfe standen offen, weil der Kragen zu eng war, und auch die Ärmel waren viel zu kurz.

„Ich habe leider keine Freundin am Bezugsamt“, fuhr der Mann fort. „Ich habe keinen Bekannten in irgendeinem Geschäft, ich war kein Nazi – sonst ginge es mir wahrscheinlich besser. So habe ich keine Beziehungen.“

Maria überlegte, was der Mann damit wohl sagen wollte. Da rief sie plötzlich eine bekannte Stimme an. Onkel Fritz stand neben ihr.

„Gott sei Dank, da bist du ja. Was habe ich mir für Sorgen gemacht! Ich konnte nicht früher kommen, die Straßenbahn

ging nicht, wegen Stromausfall. Ich bin den ganzen Weg gelaufen.“

Er nahm ihr Tasche und Rucksack ab. „Auch den Heimweg müssen wir zu Fuß gehen.“

„Das macht nichts. Gar nichts macht das“, versicherte Maria. „Auf den Berg muß ich immer zu Fuß gehen, und da muß man steil hinaufsteigen“, sagte Maria. Sie war sehr erleichtert, daß der Onkel Fritz doch noch aufgetaucht war. „Sag, was will denn der Mann dort?“ fragte sie und deutete auf den Redner.

Onkel Fritz zuckte die Schultern. „Ach, solche Leute gibt es an allen Ecken. Sie beklagen sich über die Ungerechtigkeit der Welt.“

„Es ist ein Heimkehrer“, sagte Maria. „Wie der Hans, der Bub von der Godel. Aber mir kommt vor, daß es dem Hans besser geht. Viel besser.“

„Klar, der hat eine Heimat. Und eine Familie.“

„Und der dort hat keine?“

„Anscheinend nicht. Sonst würde er ja seinen Kummer nicht da so öffentlich machen. Aber komm, wir müssen gehen. Die Frau Haydegger wartet schon auf uns.“

Voriges Jahr hatte Großmutter eine neue Brille gebraucht, und damals war Maria zum letztenmal in Innsbruck gewesen. Viel hatte sich inzwischen verändert. Freilich standen entlang der Straßen noch immer Ruinen, aber etliche Häuser waren schon wieder instandgesetzt. Die Fenster trugen Glasscheiben, teilweise gestückelt, manche freilich waren noch mit Brettern vernagelt oder einfach mit Zeitungspapier dicht gemacht.

„Die Erdäpfelstauden sind schon größer als bei uns“, staunte Maria, als sie an einer Grünanlage vorbeikamen.

„Innsbruck hat ja auch das mildere Klima“, sagte Onkel Fritz.

„Und die Städter pflegen ihre Äcker mit viel Begeisterung. Meine Chefin hat Paradeiser gepflanzt, einfach an die Hausmauer. Sie zieht sie mit Hilfe eines Spaliers hoch, und die Stauden tragen schon Früchte. Einundzwanzig insgesamt. Noch sind sie grün, aber bis Ende September werden sie reifen. Hoffentlich schenkt sie mir auch einen von ihren Paradeisern.“

Maria trabte neben Onkel Fritz her. Sie war kein bißchen müde, nur die Schuhe drückten sie. Für die Stadt hatte sie natürlich nicht die schweren Schuhe mit den Holzsohlen anziehen wollen, mit denen sie jeden Tag zur Schule ging. Sie trug die feinen, zarten, schmalen Sonntagsschuhe, die einmal der Großmutter gehört hatten. Die Großmutter hatte sich im vergangenen Winter Frostbeulen zugezogen. Nun taten ihr die Schuhe weh. So hatte sie also der Eitelkeit der Welt abgeschworen und die Schuhe Maria vermacht. Sie selbst ging nun im Winter wie im Sommer mit den weiten, breiten Holzschuhen und dicken Socken zur Sonntagsmesse.

Leider waren Marias Füße ungemein kräftig. In der Länge paßten ihr Großmutter's gute Schuhe, aber sie waren eindeutig zu eng. Vom Schulhaus bis ins Dorf war sie barfuß gegangen. So schont man die Schuhe und die Füße. Vor den ersten Häusern hatte sie die Schuhe angezogen, aber im Zug hatte sie sich dieser Marterinstrumente gleich wieder entledigt.

„Haben wir noch weit?“ fragte sie Onkel Fritz.

„Aber nein, da sind wir schon!“

Tatsächlich rankten sich an der südseitigen Wand des Hauses einige grüne, ziemlich magere Paradeiserstauden an einem Spalier in die Höhe. Aus einem der Fenster im ersten Stock flatterte ein rosaroter Vorhang im Wind. Maria schien es, als stände dort jemand, um sie willkommen zu heißen.

Und wirklich, Frau Haydegger erwartete sie schon. Sie begrüßte Maria freundlich und führte sie in die Küche, wo ihr Mann auf dem Sofa saß und die Zeitung studierte. Auch er lächelte Maria zu.

Der Platz war knapp, denn die Familie hatte nur noch die drei Zimmer im Erdgeschoß zur Verfügung. Im ersten Stock, auch in dem Zimmer, aus dem der Vorhang wehte, waren Ausgebombte einquartiert worden. Von dort setzte auch plötzlich laute Musik ein.

„Schon wieder dieses Grammophon!“ rief Frau Haydegger. „Es ist entsetzlich!“ Sie ergriff den Besen und stieß damit an die Decke. Die Musik wurde schwächer, allerdings nur um eine Spur.

„Diese neumodische Musik. Jazz. Entsetzlich! Urwaldgetrommel. Negermusik. Und diese Lautstärke! Typisch amerikanisch! Und das muß man sich alles gefallen lassen, im eigenen Haus!“ Sie stieß einen markanten Seufzer aus.

Aber Maria war fasziniert. Wie die Musik trommelte und hämmerte! So schön und so schnell, daß man glaubte, alles würde schwingen und wirbeln und beben. Solche Töne hatte sie noch nie gehört. Auch Fritz gefiel die Musik, das merkte Maria sofort an der Art, wie er mit den Füßen wippte und mit den Fingern auf die Sessellehne klopfte.

„Da wohnt eine Familie oben, mit einem Halbwüchsigen. Und sobald seine Eltern aus dem Haus sind, spielt er immer diesen Jazz“, erklärte Frau Haydegger.

„Was haben wir früher für schöne Lieder gesungen“, sagte Herr Haydegger und fing an, eine Melodie zu pfeifen, die Maria in der Volksschule bei Fräulein Hauser gelernt hatte. „Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher, Kameraden ...“

Fritz verzog das Gesicht, aber er hütete sich wohl, ein Wort gegen den Geschmack seines Chefs zu sagen. Das war ein Lied, das man heute nicht mehr sang. Genauso wie man nicht mehr darüber redete, daß man früher die Fahnen mit dem Hakenkreuz aus dem Fenster gehängt hatte.

„Sei still, wenn dich jemand hört!“ sagte Frau Haydegger. „Der glaubt, du bist ein Unverbesserlicher!“ Und zu Maria gewandt, fuhr sie fort. „Wir stammen aus Kärnten. Da singen die Leute gern. Aber heute singen wir andere Lieder. Schöne, moderne. Kennst du das: Bella, bella, bella Marie ...“

Nein, Maria kannte dieses Lied nicht. Daheim wurde das Radio meistens nur aufgedreht, wenn die Nachrichten oder die Suchmeldungen kamen. Großmutter hörte einmal in der Woche die Stunde der Blasmusik und der Heimatlieder. Die Mutter hingegen bevorzugte Operettenmusik.

„Das ist überhaupt eine schreckliche Familie da oben“, sagte Herr Haydegger.

„Und ausgerechnet bei uns haben sie diese Leute einquartiert.“

Der Vater säuft, die Mutter hat man mit französischen Soldaten gesehen.“

„Auch mit Amerikanern“, ergänzte ihr Mann.“ Sogar mit Negern!“

„Die Nachbarn sagen, alles sei besser, als Besatzungssoldaten einquartiert zu haben“, meinte Fritz. Er wollte seinen Chefs wohl dazu verhelfen, ihrem Schicksal ein bißchen gelassener ins trübe Auge zu blicken.

„Ich kann wirklich beim besten Willen nicht einsehen, daß wir all diese Säufer, all diese Gestrandeten und Kaputten mit-schleppen sollen.“

„Diese Fremden und Zugezogenen!“

„Und diese Krüppel, die nicht mehr arbeiten können.“

„Oder wollen! Diese asozialen Typen! Es ginge uns und der Volkswirtschaft schon viel besser, wenn wir diese Leute absto-ßen könnten.“

„Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“ bestätigte Herr Haydegger und streckte seinen voll durchtrainierten Rücken in die Höhe. Maria hingegen machte sich klein. Sie fühlte sich mit einem Male völlig verwirrt. Die Reden des freundlichen Ehepaares Haydegger klangen ihr irgendwie sehr vertraut in den Ohren. Und plötzlich fiel es ihr wieder ein. Es waren genau dieselben Aussagen, die früher immer aus dem Radio gekommen waren oder in der Zeitung gestanden hatten oder die viele Leute im Mund geführt hatten. Heute stand davon nichts mehr in der Zeitung. Und im Radio redete man auch ganz anders. Aber die Leute, nicht nur die freundlichen und liebenswürdigen Haydeggers, das war eine Tatsache, die redeten noch immer so. Vielleicht fiel es ihr hier besonders auf, weil sie fremd war. Doch die Nachbarin der Frau Vogl, daran erinnerte sie sich plötzlich ganz genau, hatte im Grunde dasselbe gesagt. Und erst letzthin hatte sie beim Kaufmann gehört, wie eine Frau eine andere als Zigeunerin beschimpft hatte.

Warum hatte sie damals nicht darüber nachgedacht, warum ausgerechnet das Wort „Zigeunerin“ ein Schimpfwort sein sollte? Jetzt, da doch die Nazis weg waren.

Für diese waren die Juden und die Ostvölker, die Neger und die Behinderten Untermenschen. Aber die Nazis waren besiegt worden, das Regime war weggefeigt, nun lebten sie in einer Demokratie. Alle waren nun Demokraten. Warum nur dachten, redeten und handelten viele Menschen noch immer wie vorher?

„Der Briefträger bei uns daheim hat auch nur einen Arm. Aber der geht arbeiten. Jeden Tag bringt er die Post“, sagte Maria, weil sie einfach etwas sagen mußte. Sonst wäre sie zersprungen.

„Ja, ja, die Krüppel, die arbeiten, von denen redet man ja nicht“, sagte Frau Haydegger.

„Der Arm ist ihm im Krieg weggeschossen worden!“

„Ja, ja, der Krieg, der Krieg! Gut, daß er vorbei ist. Auch wenn wir ihn verloren haben.“

„Der Briefträger mit dem einen Arm sagt, die Deutschen haben ihn verloren“, sagte Maria.

„Ach, was soll's, wir werden doch nicht politisieren!“ lachte Herr Haydegger. „Erzähl uns lieber, was du morgen gerne machen möchtest.“

„Ich möchte furchtbar gern ins Kino gehen“, platzte Maria heraus.

„Genau wie Fritz“, lachte Frau Haydegger. „Der ist auch so ein Kinonarr.“

Dann packte Maria Rucksack und Tasche aus. Die Hälfte der mitgebrachten Sachen war für die Familie Haydegger bestimmt, als Gastgeschenk und für Übernachtung und Essen sozusagen. Die andere Hälfte bekam Fritz. So konnte er ein paar Abende satt ins Bett gehen.

Fritz, als Lehrling, schlief in einem kleinen Kammerl, das früher als Abstellraum gedient hatte. Für Maria richtete Frau Haydegger auf dem Sofa in der Küche ein provisorisches Bett her. Es waren ja nur zwei Nächte, die Maria in der Stadt verbringen würde, da konnte man sich schon behelfen.

Am nächsten Tag, als Frau Haydegger vom Einkaufen zurückkam, brachte sie vier Karten mit. „Im Zentral spielt man den Film ‚Florence ist verrückt‘. Das ist eine französische Komödie. Mein Mann und ich wollten sie schon vorige Woche

sehen. Nach einer Woche Arbeit kann man sich ja einmal ein Vergnügen leisten, nicht?“

Am Abend gingen sie dann tatsächlich zu viert ins Kino. Herr Haydegger trug ein elegantes Sakko, und seine Frau hatte einen schicken Hut auf dem Kopf. Maria war unheimlich aufgeregt. Obwohl Strom und Gas knapp waren, brannten doch einige Straßenlampen in der Innenstadt. Der Kinosaal war mit roten Samtesseln ausgestattet, und von der Decke hing ein funkeln-der Luster. Er erlosch, die Musik setzte ein, das Spiel auf der Leinwand begann, und Maria fühlte sich wie verzaubert. In diesem Augenblick wäre sie am liebsten für immer in der Stadt geblieben, um jeden Abend ins Kino gehen zu können.

Am nächsten Morgen mußte Onkel Fritz schon in aller Früh in die Werkstatt zur Arbeit. So brachte Frau Haydegger Maria zum Bahnhof.

Als sie durch die Maria-Theresien-Straße gingen, erblickten sie einen langen Zug von Frauen. Zuerst glaubte Maria, es sei eine Prozession. In Zell gab es zum Fronleichnamfest immer eine feierliche Prozession. Maria war selbst schon zweimal mitge-gangen. Voran zogen die kleinen Mädchen in weißen Kleidern, mit offenen Haaren, kurzen Schleierchen und Kränzen über der Stirn. Maria war in den hinteren Reihen gegangen, bei den Mädchen, die ihre normalen Sonntagskleider trugen. Dann kamen die Buben, auch schön angezogen, aber natürlich bei weitem nicht so schön wie die Schleiermädchen. Dann die Er-wachsenen, Männer und Frauen in Tracht. Hinter ihnen marschierte die Musikkapelle. Die war besonders prächtig an-zuschauen, all die blitzenden Trompeten und Klarinetten. Nach einem gehörigen Abstand schritt, unter einem riesigen Baldachin, der von vier kräftigen Männern getragen wurde, der Pfarrer selbst. Er war mit einem schweren, goldbestickten Kleid angetan und hielt eine goldene Monstranz in Händen. Die Ministranten schwangen abwechselnd Weihrauchfässer und Glöckchen. An den verschiedenen Altären hielt die ganze Prozession an, die Musik spielte auf, der Pfarrer sang, die Leute beteten, und Maria benedete den Pfarrer, weil der unter

seinem Baldachin im Schatten wandeln konnte. Fronleichnam fällt immer auf einen Donnerstag im Juni, da brennt einem die Sonne ganz schön auf den Kopf.

Diese Prozession sah ganz anders aus. Die Frauen waren eher ärmlich gekleidet, und alle waren sehr dünn. Von Musik keine Spur. Allerdings trugen sie auch etwas in den Händen, Spruchbänder und so eine Art von selbstgebastelten Plakaten. Gerade als sie auf Marias Höhe waren, direkt vor der Annasäule, blieben sie stehen und fingen im Chor zu rufen an: „Brot für unsere Kinder! Brot für unsere Kinder! Gerechte Verteilung! Nieder mit dem Schwarzmarkt!“

„Ah“, sagte Frau Haydegger, „das ist eine dieser sogenannten Hungerdemonstrationen, die werden von den Frauen organisiert.“

„Warum machen sie das?“ fragte Maria.

„Sie wollen, daß wir mehr Brotzuteilungen bekommen.“

„Und hilft es etwas?“ fragte Maria.

Frau Haydegger zuckte die Schultern. „Wollen wir es hoffen. Manchen Leuten geht es echt schlecht, das muß man schon sehen. Wir, wir können es uns ein bißchen richten. Wenn man ein eigenes Geschäft hat, tut man sich leichter. Nicht leicht, das will ich nicht sagen, aber leichter.“

Da erzählte Maria der Frau Haydegger von dem Heimkehrer, den sie vorgestern gesehen hatte.

„Ja, es geht schon ungerecht zu“, sagte Frau Haydegger. „Es geht halt schon wieder total ungerecht zu. Das ist es, was viele Leute so enttäuscht. Vor allen Dingen diese Ungerechtigkeiten.“

Die Leute auf den Gehsteigen blieben stehen. Eine Schlange von Frauen und Männern, die vor einem Brotgeschäft standen, stimmten in das Rufen ein und klatschten.

Frau Haydegger zog Maria, die stehengeblieben war, um die sonderbare Prozession in Ruhe anzuschauen, mit sich fort.

„Wir müssen zum Zug“, sagte sie. „Er könnte ja auch einmal pünktlich sein.“

Der Zug ging von Innsbruck aus und stand, eine Viertelstunde

vor der Abfahrt, tatsächlich schon auf seinem Gleis. Aber in den Waggons herrschte bereits ein wildes Gedränge, und nur weil Frau Haydegger so respektvoll aussah, gelang es ihr, für Maria ein Plätzchen zu ergattern. Sie ermahnte Maria, nur ja brav sitzen zu bleiben, nicht zu vergessen, in Jenbach umzusteigen und gut heimzukommen. Und zum Schluß lud sie Maria sogar ein, sie wieder einmal zu besuchen.

Plötzlich ging ein Ruck durch den Zug. Frau Haydegger bekam einen Schreck und stieg sofort aus, um nicht womöglich noch eine blinde Passagierin zu werden, ohne Fahrschein, wie sie war. Die Lokomotive aber stieß gleichzeitig eine dicke Rauchwolke und einen schrillen Pfiff aus und setzte sich in Bewegung. Frau Haydegger blieb am Bahnsteig stehen, und Maria winkte. Frau Haydegger wurde kleiner und kleiner, und dann machten die Gleise eine Kurve, und sie war verschwunden.

Maria setzte sich gemütlich zurecht. Für Stadtleute brachte jeder Tag andere Erlebnisse. Kino. Jazz, wenn auch nur aus der Nachbarwohnung. Heimkehrerreden in der Bahnhofshalle. Hungerdemonstrationen. Soviel erlebte sie daheim in einem ganzen Monat nicht wie hier an zwei Tagen. Gut, die Prozession am Fronleichnamstag mit der Blasmusik war auch nicht schlecht. Und die Schmugglertour! Ein bißchen tat es ihr leid, daß sie Frau Haydegger nicht davon hatte erzählen dürfen. Die hätte große Augen gemacht. Na ja, im Grunde freute sich Maria schon wieder auf zu Hause.

Vorläufig wollte sie die Fahrt genießen. Zuerst knüpfte sie den Rucksack auf und sah nach dem Inhalt. Frau Haydegger hatte ihr eine Flasche mit kaltem Pfefferminztee eingepackt und zwei Schmalzbrote. Fritz hatte Maria eine Schachtel Lucky Strike mitgegeben, für den Vater. Er hatte die Zigaretten von einem Amerikaner bekommen, als Dank für das schnelle Reparieren einer Armbanduhr. Maria nahm sie nur kurz in die Hand und versenkte sie dann wieder blitzartig in die Tiefen des Rucksacks. Auf die Zigaretten mußte sie höllisch achtgeben. Für einen Raucher wie Vater bedeuteten echte amerikanische Zigaretten Weihnachten und Geburtstag zusammen.

Daheim erwartete Maria eine aus ihrer Ferienruhe aufgeschreckte Familie. Das amtliche Schreiben von Vaters Versetzung war eingetroffen. Sogar Lisa, die noch nicht verstehen konnte, was der Brief bedeutete, spürte die Aufregung. Sie flitzte vom Vater zur Großmutter und wollte aufgenommen werden. Zwei Sekunden später wollte sie schon wieder auf den Boden herunter. Die reinste Nervensäge.

„Ich habe euch etwas mitgebracht“, verkündete Maria.

„Etwas mitgebracht? Für mich auch?“ rief Willi.

„Ja, für jeden von euch“, erklärte Maria. Normalerweise brachte der Vater etwas mit, wenn er heimkam. Eine Handvoll Erdbeeren vielleicht oder einen seltsam gefärbten Stein oder ein paar Seidenzuckerln. Aber diesmal war Maria in der Stadt gewesen, also war es an ihr, Mitbringsel zu verschenken.

Als erste kamen Lisa und Willi an die Reihe. Für sie beide hatte Maria auf dem Heimweg einen Becher großer roter Erdbeeren gepflückt. Mutter und Großmutter bekamen drei frische Parasolpilze. Die waren Glückstreffer gewesen. Maria hatte sie nur zwei Schritte neben dem Weg gefunden. Der Vater bekam die Schachtel Lucky Strike von Fritz. Für Spitz hatte Maria ein Viertel Schmalzbrot abgespart. „Und Kitty möchte ich die Milch von meinem Kaffee geben. Das darf ich doch, oder? Wenn ich daheim gefrühstückt hätte, wäre sie jetzt auch verbraucht.“

„Aber ja, darfst du“, erklärte die Mutter großzügig.

Alle freuten sich, und für den Augenblick war die Aufregung um den Brief vergessen. Der Vater öffnete die Packung und nahm eine Zigarette heraus. Andächtig roch er daran. „Lucky Strike“, sagte er. „Das ist etwas anderes als die Eigenbauzigaretten. Oder die Dreier.“

„Maria, willst du wissen, wohin wir übersiedeln? Ich zeig’s dir!“ sagte Willi und breitete die ziemlich zerfledderte Landkarte aus Vaters eigener Schulzeit auf den Küchentisch aus.

„Da, schau her, da steht es. Schönau“, sagte er. „Und so weit müssen wir fahren, bis wir dort sind!“ Er ließ seinen Zeigefinger, dessen Nagel wie gewöhnlich einen breiten Schmutzrand

trug, das Zillertal hinaus- und das Inntal hinuntergleiten und fuhr dann der Straße ins übernächste Seitental nach, bis hin zu dem mit einem kleinen, dünnen Ringlein gekennzeichneten Ort. Schönau.

„Ja, Schönau“, sagte die Mutter. Es klang direkt feierlich. „Das ist der Ort, wo wir künftig leben werden.“

„Ein vielversprechender Name, nicht wahr?“ meinte Großmutter. „Schönau. Da wird es uns gefallen.“

„Da werden wir glücklich sein“, sagte die Mutter. Ihre Augen glänzten. Wahrscheinlich dachte sie an die Stöckelschuhe hinter dem Vorhang des Schuhregals, die sich dort unten, auf den glatten Asphaltstraßen der Ebene, sicher wunderbar tragen ließen.

„Du, Maria, brauchst dann nicht mehr weit zu Fuß gehen. Die nächste Hauptschule befindet sich in Kundl, und dorthin fährt ein Bus. Da hast du es bequemer. Und ich brauch' mich nicht mehr zu ängstigen, ob dir nichts passiert auf dem langen Heimweg durch den Wald.“

„Jeden Tag Bus fahren. Ist das nicht teuer?“ fragte die Großmutter.

„Ich hoffe, es gibt verbilligte Schülerfahrkarten“, sagte der Vater. „Zu Fuß, das ginge sowieso nicht. Das sind ja doch an die sieben Kilometer bis Kundl, soweit ich das auf der Landkarte schätzen kann.“

Die Mutter seufzte. „Nun ja, die Zeiten werden ja hoffentlich einmal besser werden, so daß wir die Busfahrten bezahlen können. Vielleicht kann ich in Schönau auch was dazuverdienen. In einem größeren Ort gibt es jedenfalls mehr Möglichkeiten.“

„Nun, das werden wir sehen. Da machen wir uns noch keine Sorgen, Luisa. Und nächste Woche, sobald ich die Fahrkarten habe, fahren wir zwei, du und ich, nach Schönau und schauen uns das Dorf an. Und das Schulhaus. Und die Lehrerwohnung.“

„Hoffentlich gibt es dort Wasser im Haus. Schönau ist mit einem Ringerl in der Karte eingezeichnet. Das ist ein richtiges

Dorf. Der Gerlosberg hingegen, der ist nicht als Ortschaft gekennzeichnet. In einem richtigen Dorf wird die Lehrerwohnung wohl Fließwasser haben.“

Der Vater nickte. „Das glaub’ ich auch. Schönau ist ein ordentliches Dorf mit einer ordentlichen Lehrerwohnung. Ihr werdet sehen!“

„Wäre das schön, nicht mehr jeden Tropfen Wasser vom Brunnen holen müssen“, sagte die Mutter.

„Das Wasser hat eh immer der Vater geholt“, sagte Willi.

„Ja, seit er wieder daheim ist. Trotzdem, Fließwasser in der Küche, das ist einfach ganz was anderes. Da braucht man nicht mehr so zu sparen, man dreht den Hahn auf, und schwuppdiwupp kommt das Wasser daher.“

„Bei den Haydeggers kommt sogar warmes Wasser aus dem Hahn“, trumpfte Maria auf. Nachdem sie gerade zwei Tage in einem wohlhabenden städtischen Haushalt verlebt hatte, fühlte sie sich als Expertin gehobener Wohnkultur.

„Warmes Wasser?“ staunte Willi. „Wie geht denn das?“

Darauf wußte Maria auch keine Antwort, aber der Vater vermutete, daß die Haydeggers aus der Vorkriegszeit einen Boiler hatten retten können.

„Allzulange möchte ich mit der Übersiedlung nicht warten. Sobald du dich entschlossen hast, die neue Stelle anzunehmen, werden wir gleich übersiedeln“, sagte die Mutter.

„Nun ja, ich weiß nicht. So Hals über Kopf will ich nicht weg von hier“, meinte der Vater.

„Ich bin froh, wenn ich die Übersiedlung hinter mir habe. Und dann haben die Kinder auch noch die Möglichkeit, sich vor Schulbeginn ein bißchen einzuleben in der neuen Umgebung und im neuen Schulhaus.“

Übersiedlung. Schulhaus. Lehrerwohnung. Mit dem Bus zur Schule. Maria schwirrte der Kopf.

„Wo stecken denn die Eltern?“ fragte Willi. Großmutter hatte Kaffee aufgebriht und saß mit den Kindern beim Frühstück.

„Womöglich im Wald beim Schwarzbeerpflücken?“

Die Großmutter schüttelte den Kopf. „Nein. Der Vater hat gestern am Abend noch zwei Fahrkarten heimgebracht. Da sind sie heute in aller Früh losgezogen. Sie wollen sich zusammen das neue Schulhaus anschauen.“

„Oh, da wär' ich aber gerne mitgegangen!“ rief Willi. „Schauen, ob es mir überhaupt gefällt. Wenn es mir nicht gefällt, bleibe ich lieber da heroben.“ Er bückte sich, um Spitz hinter den Ohren zu kraulen. „Ob es Spitz gefällt, ist nämlich auch noch die Frage“, sagte er.

„Hunde gewöhnen sich leicht ein, wenn ihre Leute dabei sind“, sagte die Großmutter.

„Und Kinder?“ fragte Willi. „Die Lisa war überhaupt noch an keinem anderen Ort. Also, uns hätten sie unbedingt mitnehmen müssen.“

Die Großmutter unterdrückte einen Seufzer. „Auf uns kommt es nicht an. Wenn es ihnen paßt, dann übersiedeln wir einfach.“

„Auf jeden Fall bin ich schon wahnsinnig neugierig!“ sagte Maria.

In den vergangenen Tagen war nur noch vom neuen Schulhaus die Rede gewesen. Wie groß es war, wieviele Zimmer es hatte, ob ein Keller vorhanden war und ein Garten, und vor allen Dingen, ob die Hennen Platz hätten. Die Hennen wollte die Mutter unbedingt mitnehmen, denn eigene Eier erleichterten das Kochen ganz entscheidend.

Sie hatten soviel von ihrem neuen Haus geredet, daß sie ganz auf das alte vergessen hatten. Auf das alte Schulhaus, in dem

sie noch wohnten, auf die alte Schule, die Maria bis zum Sommer besucht hatte. Und auf die alten Lehrer und Lehrerinnen.

Erst an diesem Morgen, da Mutter und Vater nicht hier waren, wurde Maria zum ersten Mal richtig klar, daß sie, um das neue Leben anzufangen, das alte verlassen mußte. Und, als ob die Gedanken der Großmutter in dieselbe Richtung gegangen wären, sagte diese: „Also heute bin ich irgendwie traurig und weiß nicht recht, warum.“

„Vielleicht, weil die Mama nicht da ist?“ schlug Willi als Erklärung vor.

Die Großmutter schüttelte den Kopf. „Aber nein. Es ist etwas anderes. Es hängt mit dem Haus zusammen, glaub’ ich. Mit dem Haus und dem Garten dahinter und der grauen, moosbewachsenen Steinmauer.“

„Magst du nicht weggehen, Großmutter?“

„Doch, doch. Es ist wirklich sehr unbequem hier. Kein Fließwasser, der lange Winter, die eisigen Wege. Und wenn man einen Arzt braucht, dann muß man eine Stunde zu Fuß gehen.“ Sie schüttelte den Kopf. „Luisa hatte schon recht, daß sie darauf drängte, ins Tal zu ziehen.“

„Sicher schließen im neuen Schulhaus die Fenster besser als hier, in diesem vorsintflutlichen Bau. Da kriegst du dann überhaupt nie mehr einen Hexenschuß“, meinte Maria.

Die Großmutter lachte. „Ja, hoffen wir es.“ Sie verstummte einen Augenblick lang. Dann sagte sie leise: „Alles in allem ist uns dieses unkomfortable und hinterwäldlerische Haus eine verlässliche Heimstätte gewesen in unruhigen Zeiten. Das muß man einfach sehen.“

Sie nahm den letzten Schluck Kaffee und stand auf. „Wenn auch ihr mit dem Frühstück fertig seid, räumen wir den Tisch ab. Und dann schauen wir uns die Listen an, die eure Mama aufgestellt hat.“

„Listen, welche Listen?“ riefen Willi und Maria gleichzeitig, während Lisa ungerührt weiter ihren Milchbrei löffelte.

„Gestern abend, als ihr schon im Bett wart, hat sie vier ver-

schiedene Listen verfaßt. Sie hat gemeint, wir könnten heute schon beginnen, die Sachen zu sortieren.“

Die Großmutter zog eine Lade auf und brachte vier große Bögen Papier zum Vorschein.

Maria und Willi zogen die Bögen zu sich heran. Sie begannen sie zu studieren und staunten nicht schlecht. Auf einer Liste standen alle Sachen verzeichnet, die mitgenommen werden sollten. Sie war die längste. Auf der zweiten standen jene Sachen, die eventuell mitzunehmen wären, aber vielleicht doch entbehrt werden konnten. Die dritte war den Dingen gewidmet, die man besser hier lassen sollte, und die vierte war ein Verzeichnis jener Sachen, die unbedingt hier zu lassen wären, die verschenkt oder verbrannt oder eventuell verkauft werden mußten.

Auf dieser letzten Liste fand Maria die Puppe Nora, die Großmutter vor zwei Jahren selbst gemacht hatte. Maria spielte zwar nicht mehr mit dieser Puppe, aber sie hergeben? Nie! Leider waren auf dieser vierten Liste noch viele andere ebenso heißgeliebte Dinge, wie Willis hölzernes Schaukelpferd, dem ein Bein fehlte, oder Großmutters altes Spinnrad, dessen Spindel bei der Übersiedlung aus Südtirol zerbrochen war. Oder Vaters Zigarettenstopfapparat. Auf den allerdings konnten sowohl Großmutter als auch Willi und Maria gerne verzichten.

„Und was ist mit Kitty? Spitz ist da, auf der ersten Liste. Na, wenigstens etwas. Aber Kitty?“ rief Willi.

„Und wo ist die Rodel? Die Rodel kann ich nirgends finden!“

„Die Listen sind noch nicht vollständig“, erklärte die Großmutter. „Aber die Rodel ist auf der Liste zwei.“

„Ich möchte mein Schaukelpferd aber mitnehmen!“

„Die Sache ist die, daß eine Übersiedlung eine sehr ernste Sache ist“, sagte die Großmutter. „Jedes Stück muß eingepackt und weit transportiert werden, und das braucht Platz und kostet Geld.“

„Also Nora brauch' ich unbedingt“, erklärte Maria.

„Wißt ihr was, nun gehen wir einmal her und suchen die Sachen zusammen, die wir absolut nicht mehr brauchen und

die wir gleich ausscheiden. Zum Beispiel den Waschkessel mit dem Loch.“

„Den hat der Kesselflicker doch gelötet!“ rief Maria.

„Ja, aber er rinnt trotzdem. Leider.“

Sie stiegen auf den Dachboden hinauf und untersuchten die Regale. Es war erstaunlich, wieviele Dinge sich da angesammelt hatten. Dinge, die sie schon vergessen gehabt hatten, angefangen von einem spinnwebenüberzogenen Weidenkorb bis zu einem ehemals goldgelben, mit lila Blumen geschmückten Sonnenschirm. Großmutter hatte ihn an Sonntagnachmittagen zum Spaziergehen benützt. Da war sie noch ein junges Mädchen gewesen.

„Ziemlich nutzlos, oder, Großmutter?“ fragte Maria.

Die Großmutter nickte. „Nutzlos, ja, ja. Aber es hängen halt Erinnerungen dran.“ Sie wandte sich ab und machte sich in der Truhe zu schaffen, in der sie die Winterbekleidung aufbewahrte. Maria stieg der Geruch von trockenen Nußbaumblättern in die Nase. Großmutter legte immer Unmengen davon zwischen die Wollsachen. Damit sollten die Motten abgewehrt werden. Sie raschelte ein bißchen herum und meinte dann: „Vielleicht, wenn es im neuen Schulhaus auch einen Dachboden gibt, vielleicht könnten wir dann doch die eine oder andere Sache aus der vierten Liste mitnehmen.“

Es war schon dunkel, als die Eltern endlich heimkamen. Sie hatten viel zu erzählen: Das Schulhaus in Schönau ist ein großes Gebäude. Die Lehrerwohnung ist im ersten Stock untergebracht, was sie für Kitty und Spitz nicht gerade günstig macht. Sie hat drei Zimmer, eine geräumige Küche und sogar ein Bad. In einem Zimmer steht ein großer Kachelofen, und die Küche kann man mit einem Holzherd heizen. Auch gibt es einen kleinen Garten mit einem Schuppen, so daß die Hennen mitgenommen werden können. Am Dorfplatz, drei Minuten vom Schulhaus entfernt, findet sich eine Gemischtwarenhandlung. Die Poststelle steht hundert Meter weiter.

„Gibt es auch einen Dachboden?“

„Nur einen winzig kleinen.“

„Oje“, sagten Maria und Willi gleichzeitig.

„Und seid ihr zufrieden?“ fragte die Großmutter.

„Luisa ist zufrieden, und das ist das wichtigste“, sagte der Vater.

„Ach, du wirst dich auch bald umgewöhnt haben, Robert. Und dann wirst du merken, daß es schöner ist, in einem Dorf zu leben als in der Einöde.“

„Aber mein Schaukelpferd nehme ich mit!“ erklärte Willi bestimmt.

„Und ich mag die Nora auch nicht dalassen.“

„Ach ja, Luisa, ich habe die Listen auch angeschaut. Also ich glaube, mein Zigarettenstopfapparat, der ist so leicht und klein. Den kann ich vielleicht schon mitnehmen.“

„Aber du hast ihn schon lange nicht mehr benützt. Da fehlt doch irgendein Teil“, sagte die Mutter. Die Proteste der anderen überhörte sie einfach.

„Im Dorf kann ich ihn vielleicht reparieren lassen. Ein Zigarettenstopfapparat ist nämlich praktisch“, meinte der Vater.

„Wenn du weniger rauchst, was du ja solltest, brauchst du keinen“, erklärte die Mutter mit spitzer Stimme.

„Überhaupt, das ist ungerecht. Du machst einfach Listen, und dann stehen auf der vierten unsere Sachen, und die dürfen nicht mit! Aber mein Schaukelpferd lasse ich nicht da! Wieso bestimmst einfach du und nicht wir?“

„Weil an mir die ganze Plackerei liegt“, rief die Mutter. „Wer hat sich denn bis jetzt um alles gekümmert? Wer muß sich denn weiter um alles kümmern? Daß nicht womöglich die notwendigsten Sachen vergessen werden! Daß die Übersiedlung nicht allzu teuer wird! Daß alles ordentlich verpackt wird, damit möglichst wenig kaputtgeht!“ Sie war richtig aufgebracht.

„Ja, dreimal übersiedeln ist einmal abgebrannt“, sagte die Großmutter und nickte bedeutungsschwer mit dem Kopf.

„Aber Großmutter, heute hast du auch gesagt, ein Spinnrad kann man immer brauchen!“ Maria fürchtete schon, die Großmutter würde aus der Protestlinie ausscheren. Ihr gefiel das

Spinnrad auch und der Sonnenschirm und der nutzlos gewordene kupferne Kessel. Sie hätte am liebsten alles mitgenommen. „Also, ich bin müde“, sagte der Vater. „Ich möchte schlafen gehen. Aber ich mache euch einen Vorschlag: Wir schauen morgen noch einmal alle zusammen die Listen durch.“

Das taten sie denn auch. Es kam zu einer gewaltigen Feilscherei und Kämpferei. Nur wenige Dinge fanden Gnade vor Mutters kritischen Augen. Das kaputte Schaukelpferd, Sonnenschirm, Spinnrad und Zigarettenstopfapparat, alles wurde als alter Plunder eingestuft und mußte geopfert werden. Selbst Nora durfte Maria nicht mitnehmen. Lisa hatte eine eigene Puppe, und Mutter war der Ansicht, die genüge, zwei brauche sie nicht, und Maria sei sowieso schon zu groß, um noch mit Puppen zu spielen. „Du kannst dir selbst aussuchen, welchem kleinen Mädchen du sie schenken willst. Vielleicht gibst du sie dem Moidele von der Gruberbäuerin. Die freut sich bestimmt. Und da ist sie in besten Händen“, schlug sie vor.

Das Moidele freute sich tatsächlich sehr. Es hatte keine Großmutter, die aus alten, unbrauchbar gewordenen Kleidungsstücken schöne Puppen nähen konnte. Moidele versprach, auf Nora gut aufzupassen und sie immer lieb zu haben.

Mutter wollte so rasch wie möglich übersiedeln. Hans, der Sohn von der Godel, war bereit zu helfen. Maria staunte, wie er sich in den paar Wochen seit seiner Heimkehr herausgemacht hatte. Hose und Hemd schlotterten nun nicht mehr an seinem Körper, auch die Wangen waren ein bißchen gerundet. „Die Mutter hat mich ordentlich herausgefuttert“, erklärte er lachend.

Nun glich er wieder dem Hans, den Maria von früher kannte. Er hatte seine alten Kräfte zurückgewonnen und konnte Großmutterns Truhe, ohne abzusetzen, vom Dachboden ins Erdgeschoß tragen und sich dabei noch ein Liedchen pfeifen.

Auch die anderen Nachbarn zeigten sich hilfsbereit. Die Gruberbäuerin lieh der Familie für einige Tage den Muli, so daß sie Kiste für Kiste nach Zell transportieren und bei Frau Vogl un-

terstellen konnten. Erst wenn alles vom Berg ins Tal gebracht worden war, sollte ein großer Lastwagen die gesamten Sachen nach Schönau transportieren.

Maria lief noch einmal ins Schulzimmer hinauf. Leise machte sie die Tür auf. Der Vater stand am offenen Fenster. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und hörte sie nicht. Sie blieb einen Augenblick verwirrt stehen. Was machte der Vater da, so allein, so ruhig, während die Mutter emsig und zielbewußt die letzten Sachen zusammenpackte?

Sie tat ein paar Schritte in den Raum hinein. Ein Bodenbrett knarrte. Da drehte sich der Vater um. Maria sah, daß er Tränen in den Augen hatte.

„Was machst du hier, Maria?“ fragte er.

„Dasselbe wie du, Vater, Abschied nehmen tu ich“, dachte Maria. Aber so etwas kann man nicht sagen. „Ich? Ich schau’ mich nur noch einmal ein bißchen um“, sagte sie.

Der Vater nickte. „Ich auch.“

„Wir können ja manchesmal wieder heraufkommen, oder, Vater?“ fragte sie. „Schönau ist ja nicht so weit weg. Wenn die Zeiten wieder besser werden, wenn man wieder ohne Probleme Fahrkarten kaufen kann, dann können wir hierherkommen, sooft wir wollen.“

Der Vater nickte stumm. „Er weiß natürlich auch, daß das nicht das gleiche ist“, dachte Maria. Hier wird ein anderer Lehrer unterrichten, und in der Wohnung unten wird eine andere Familie wohnen. Es wird nie mehr so sein wie früher.

„Dabei habe ich mich so auf das Leben im Tal gefreut“, sagte Maria.

„Und jetzt freust du dich nicht mehr?“ erkundigte sich der Vater.

„Doch. Eigentlich schon. Ich freu’ mich schon. Auch auf die neue Schule freue ich mich. Um die Fini tut es mir natürlich auch leid.“

Der Vater legte seinen Arm um ihre Schulter. Das hatte er schon lange nicht mehr getan. „So ist das“, sagte er. „Mir geht’s genauso. Ich freue mich auf das Neue, und gleichzeitig tut es mir weh, von hier wegzugehen.“

„Ja, wo steckt ihr denn?“ rief die Mutter vom Weg herauf.  
„Der Muli wird ja schon ungeduldig, fertig gepackt, wie er ist.“  
Vater beugte sich aus dem Fenster. „Sofort, Luisa! Wir sind schon beim Gehen.“  
Dann schloß er behutsam die Flügel und zog die Vorhänge zu.



Peter MALINA

## ÖSTERREICH 1945

Die militärische Niederlage Deutschlands im Mai 1945 brachte nicht nur die Beendigung des nationalsozialistischen Terrors in Europa, sondern schuf auch die Voraussetzung für die Neugestaltung demokratischer Strukturen in den ehemals deutsch besetzten Gebieten. Für Österreich bedeutete das Ende des Nationalsozialismus die Wiedererrichtung eines zunächst noch unter alliierter Kontrolle stehenden selbständigen und eigenständigen Staates und die Möglichkeit eines Lebens ohne Zwang und Unterdrückung. Voraussetzung dafür war es allerdings, den Schutt der NS-Vergangenheit wegzuräumen und neu anzufangen. Das NS-System hatte auch in Österreich seine unübersehbaren Spuren hinterlassen. Leben in Österreich nach 1945 hieß auch ein Leben mit den Verstörungen und Belastungen eines politischen Systems, das große Schuld auf sich geladen hatte und an dem ein Teil der österreichischen Gesellschaft direkt/indirekt beteiligt gewesen war. Dazu kamen die Nachwirkungen und Auswirkungen des Krieges, der auch in Österreich seine deutlichen Spuren hinterlassen hatte: Ein großer Teil der österreichischen Städte war zerstört, die Nahrungsmittelversorgung höchst gefährdet, die Verkehrsverbindungen waren unterbrochen.

Der Wiederaufbau Österreichs nach 1945 und die Beseitigung der materiellen Kriegsschäden wurde zu der großen Aufgabe der Kriegsgeneration, die mit bemerkenswerter Energie daran ging, Österreich aus dem Schutt des Krieges wiedererstehen zu lassen. In der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus erwies sich die österreichische Gesellschaft jedoch als wesentlich weniger leistungsfähig und einsatzbereit. Die These von Österreich als dem ersten „Opfer“ des Nationalsozialismus machte es der österreichischen Nachkriegsgesellschaft

überdies leicht, sich und der Umwelt weiszumachen, man sei immer schon auf der „richtigen“ Seite gestanden. Realpolitisch gesehen, war die Fiktion der österreichischen Unschuld für die Entwicklung Nachkriegsösterreichs und das Hineinwachsen der österreichischen Gesellschaft in eine demokratische Nachkriegsordnung sicherlich von Vorteil. Der Kampf ums Überleben stand im Vordergrund, nicht das Gestern, sondern das Heute interessierte. Fortschritt und materielle Sicherheit wurden zu den Leitbildern einer Gesellschaft, die innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne erlebt hatte, wie schnell althergebrachte politische Leitbilder fragwürdig werden konnten. Gesellschaftspolitisch bedeutete die schnelle Abwendung von der Vergangenheit auf lange Sicht aber auch, daß vieles unter den Teppich gekehrt wurde und eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Frage von Schuld und Verantwortung unterblieb.

Das entscheidende Erlebnis des Jahres 1945 war für einen Großteil der österreichischen Gesellschaft die Erfahrung des Zusammenbruchs der bis dahin trotz des Krieges immer noch aufrechterhaltenen „Ordnung“. Dazu kam, daß der militärische Zusammenbruch des Nationalsozialismus letzten Endes nicht von „innen“, sondern durch den militärischen Druck von außen zustande gekommen ist. Dementsprechend empfanden viele den Zusammenbruch des Nationalsozialismus auch nicht als Befreiung, sondern als Ereignis, das mit persönlichen Verlusten, Leid und Schreckenserfahrungen verknüpft war. So war es ehemaligen Mitläufern und Sympathisanten, aber auch den Tätern und Mittätern möglich, sich selbst als Opfer der von außen aufgezwungenen Verhältnisse zu sehen und die Frage nach Schuld und Verantwortung für die tatsächlichen Opfer des Nationalsozialismus beiseitezulassen. Von den Schrecken und den Belastungen des Krieges wollte man nicht mehr viel hören. Diese durchaus verständliche Sehnsucht nach einer Welt ohne Krieg und Schrecken wurde sehr rasch von einer Vergnügungsindustrie in Beschlag genommen, die über den grau-

en Alltag der Nachkriegsjahre hinwegtrösten wollte; in der Sehnsucht nach Wiederherstellung des privaten Glücks war für eine radikale Neubesinnung und Umgestaltung der Gesellschaft wenig Platz. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß mit der „Normalisierung“ der Verhältnisse sehr bald auch der Krieg und seine Ursachen in Vergessenheit gerieten. An den Stammtischen und auf „Heldendenkmälern“ wurde der Krieg entweder zur „Heldengeschichte“ oder zur „Heldentat“ hochstilisiert, ohne sich mit seinen politischen und gesellschaftlichen Ursachen und Auswirkungen ernsthaft zu beschäftigen.

Bis heute ist es der Kriegsgeneration offenkundig nicht möglich, ihre Beteiligung an dem NS-Eroberungskrieg in ihren politischen Auswirkungen zu akzeptieren und sich die Konsequenzen ihres soldatischen Handelns einzugestehen. Niederlage und Kriegsgefangenschaft werden nicht so sehr als Konsequenz des eigenen Handelns erlebt, sondern als ein notwendiges „Schicksal“, das man, so gut es ging, zu bewältigen versuchte. Durch die Reduzierung auf militärisch-technische und/oder strategische Aspekte bleibt die Frage nach den Konsequenzen dieses Krieges ausgespart und die Erörterung des eigenen Mittuns ausgeklammert. Der materielle Wiederaufbau beschäftigte die Nachkriegsgeneration in einem derart hohen Maße, daß die Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung an dem Krieg sehr rasch in den Hintergrund trat. Die Umstellung auf die Friedensproduktion, die Wiederherstellung der Verkehrsverbindungen, der Aufbau der zerstörten Städte band die Energien der Nachkriegsgeneration, die für anderes wenig Zeit und Energie aufwenden konnte oder wollte. Sprach man vom Krieg, dann war vor allem von den unmittelbaren Kriegsfolgen und den Zerstörungen, nicht aber von den veranlassenden Ursachen und der Unterstützung durch einen nicht geringen Teil auch der österreichischen Gesellschaft die Rede. Es ist daher auch kein Zufall, daß sich die österreichische Nachkriegsgesellschaft in erster Linie mit jenen Kriegsfolgen beschäftigte, die sie selbst zu spüren bekommen hatte.

Was den anderen im Verlaufe des nationalsozialistischen Aggressionskrieges – auch unter Mitwirkung von Österreichern – geschehen war, trat dabei eher in den Hintergrund. Das eigene Leid, nicht das Leid anderer interessierte; nicht die eigene Beteiligung an dem Unrechtssystem des Nationalsozialismus, sondern die Folgen des verlorenen Krieges wurden beklagt. So ist es doch bezeichnend, daß als Vertriebene und Flüchtlinge in erster Linie Deutsche aus dem Osten Europas, nicht aber die österreichischen Vertriebenen und Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus gemeint sind.

Für die Gegner des Regimes, die nun aus Gefängnissen entlassen und aus den Konzentrationslagern befreit wurden, brachte das Kriegsende die Freiheit. Für die österreichischen Nationalsozialisten und ihr Umfeld – immerhin etwa 20 Prozent der österreichischen Bevölkerung – bedeutete die Niederlage des Nationalsozialismus den politischen wie persönlichen „Zusammenbruch“, auf jeden Fall aber eine Zeit der Ungewißheit und der Neuorientierung. Bei Umfragen Ende der 40er Jahre zeigte sich ganz deutlich, daß der Nationalsozialismus immer noch relativ positiv bewertet wurde. Dies ist insofern erstaunlich, als die ausgrenzenden gesellschaftspolitischen Zielsetzungen des NS-Systems unter Umständen auch jene mit einschlossen, die dem Regime gegenüber durchaus sympathisch oder zumindest nicht gegnerisch eingestellt waren. In der nationalsozialistischen Hochleistungsgesellschaft der „Tüchtigen“ und „Wertvollen“ war prinzipiell kein Platz für jene vorgesehen, die den Ansprüchen des Regimes (Fleiß, Arbeitseinsatz, Gehorsam) nicht genügen konnten. Ein Teil dieser Einstellungen konnte allerdings auch nach dem Ende des Nationalsozialismus – wenn auch unter anderen politischen Rahmenbedingungen – mit Erfolg für den Wiederaufbau Österreichs genutzt werden. Eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen Auswirkungen dieser „Sekundärtugenden“ ist dabei auf der Strecke geblieben.

Im Bestreben, die schreckliche Vergangenheit möglichst rasch hinter sich zu lassen und gleichsam mit der „Stunde Null“ neu anzufangen, ist schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit vieles weggeschoben und verdrängt worden. Voraussetzung für einen grundlegenden Neuaufbau wäre es allerdings gewesen, auch die Altlasten abzubauen und sich der belasteten Vergangenheit zu stellen. In Teilbereichen ist dies auch geschehen. Im großen und ganzen beschränkte man sich jedoch darauf, „formal“ mit der belastenden NS-Vergangenheit Schluß zu machen. Für die überlebenden Opfer des Nationalsozialismus war es jedenfalls eine bittere Erfahrung, bemerken zu müssen, daß das Nachkriegsösterreich mit ihnen im Grunde nicht sehr viel anzufangen wußte. Abgesehen von einigen offiziellen Würdigungen und dem eher halbherzig durchgeführten Versuch der „Wiedergutmachung“ ging die österreichische Öffentlichkeit rasch wieder zur Tagesordnung über. Die gewiß notwendige Integration der ehemaligen Nationalsozialisten in die österreichische Gesellschaft beschränkte sich sehr bald auf ein opportunistisches Buhlen um die Stimmen der ehemaligen Parteigänger des Nationalsozialismus. Nach relativ kurzer Zeit konnten die, die zumindest offiziell von ihrer Vergangenheit nichts mehr wissen wollten oder ihre Anteilhabe am Nationalsozialismus nun als unbedeutend einschätzten, ihre Karrieren fortsetzen und in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft durchaus erfolgreich wieder Fuß fassen. Nur kurze Zeit galt der Widerstand gegen das NS-Regime als eine anerkannte Tugend, vor allem dann, wenn es darum ging, die Rolle Österreichs als Opfer des Nationalsozialismus zu dokumentieren. Sehr bald aber setzte sich die Wertschätzung der „alten“ Tugenden – Pflichterfüllung, Gehorsam, Einsatzbereitschaft – wieder durch. Charakteristisch dafür sind die Kriegerdenkmäler, in denen der „Gefallenen“ des Krieges gedacht wurde, ohne deren Einsatz für den NS-Krieg zum Thema zu machen. Den Preis dieser Verdrängung bezahlten in erster Linie jene, die Opfer des Regimes gewesen sind: In der österreichischen Mitläufer-Gesellschaft war es ihnen in der Re-

gel nicht möglich, über ihre eigenen Ängste, ihre Einsamkeit und ihre Leidenserfahrungen öffentlich zu sprechen.

Nach dem Ende der Ausnahmesituation des Krieges ging die österreichische Nachkriegsgesellschaft durchaus erfolgreich und sehr rasch daran, wieder in die „Normalität“ zurückzukehren. Allerdings zeigte sich sehr bald, daß dies nur teilweise gelingen konnte. Vieles hatte sich durch den Krieg verändert: Alte Bindungen waren zerstört, Familien waren auseinandergerissen und „alte“ Werte entscheidend in Frage gestellt worden. Vor allem die lange Abwesenheit der Männer hatte eine neue Situation geschaffen, mit der die aus dem Krieg zurückkehrenden Heimkehrer nur schwer zurechtkamen. Frauen hatten während des Krieges Funktionen übernommen, die bis dahin in erster Linie Männern vorbehalten gewesen waren: in den Fabriken, Bereichen des öffentlichen Lebens wie auch im militärischen Dienst. Sie waren, bedingt durch die Kriegsverhältnisse, gezwungen, ihren Alltag im wesentlichen allein zu organisieren und für ihr Überleben und das ihrer Kinder zu sorgen, und sie waren dabei auch selbständiger und selbstbewußter geworden. Mit dem Kriegsende standen die Frauen vor der Aufgabe, die Ernährung und Versorgung der Familie sicherzustellen. In der Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit waren es in erster Linie die Frauen, die in privaten Haushalten durch ihre zusätzliche Arbeit das Leben aufrechterhielten. In Anbetracht der niedrigen Lebensmittelzuteilungen war es für das Überleben notwendig, zusätzliche Nahrungsmittel aufzutreiben: Die Mittel dazu, die in erster Linie von den Frauen organisiert wurden, waren der Tauschhandel und das „Hamstern“ beziehungsweise die Versorgung auf dem illegalen Schwarzmarkt. Die bisher von der Öffentlichkeit wenig beachtete Hausarbeit wurde zu einem wichtigen Faktor und zu einem wesentlichen Bestandteil der Wirtschaft der Nachkriegszeit. Häusliche Frauenarbeit wurde zur „Überlebensarbeit“ im buchstäblichen Sinne.

Die Familie hatte notgedrungen Funktionen zu übernehmen,

die in „normalen“ Verhältnissen von staatlichen Einrichtungen getragen wurden: Es war für Kranke und alte Familienmitglieder zu sorgen. Auch die psychische Betreuung der Kriegsheimkehrer bedeutete eine – bis heute nicht recht wahrgenommene – Aufgabe, die wesentlich in den Familien ihren Platz hatte. Dazu kam die Notwendigkeit, die kriegsgeschädigten Kinder wieder durch Betreuung und Zuwendung zu „normalisieren“. Betroffen waren davon vor allem die unvollständigen Familien, die hier eine besondere Last zu tragen hatten. Durch die Hilfe anderer Familienmitglieder, die nicht unmittelbar zur Kernfamilie gehörten, aber auch durch die Zusammenarbeit mit Freunden/Bekanntem, war es vielen Familien möglich, halbwegs durch die schlimmen Zeiten zu kommen. Die Überwindung der Nachkriegskrise ereignete sich in einer „Frauengesellschaft“. Trotzdem hat diese Aufbauleistung der Frauen in der Nachkriegszeit so gut wie keine öffentliche Beachtung gefunden. Die Arbeit der Frauen, die mit ihrer Leistung das Überleben der österreichischen Nachkriegsgesellschaft wesentlich gesichert und möglich gemacht haben, wurde sehr bald vergessen.

Eine entscheidende Veränderung dieses (neuen) sozialen Beziehungsgeflechts ist mit der Rückkehr der Männer aus Krieg und Gefangenschaft festzustellen. Die oft jahrelange Trennung der Ehepartner und deren unterschiedliche Lebenserfahrungen führten dazu, daß die nun wieder vereinten Familien unter Umständen in schwere Krisen gerieten. Vor allem die aus dem Krieg heimkehrenden Männer hatten beträchtliche Schwierigkeiten, sich in dieses neue soziale Beziehungsgeflecht einzuordnen, das während ihrer Abwesenheit von ihren Frauen aufgebaut worden war. Das Kriegserlebnis und die Gefangenschaft hatten entscheidende Prägungen hinterlassen: traumatische Erlebnisse, die Erfahrung der Losgelöstheit aus familiären Bindungen, die Existenz außerhalb konventioneller Normen, das Erlebnis von Tod und Lebensgefahr wie auch die Versuche zu überleben. Nach der Heimkehr der Männer in ihre

Familien zeigte sich, daß die verschiedenen Erfahrungen der Ehepartner in Krieg und Nachkriegszeit die Familien nicht unbeträchtlich belasteten und in vielen Fällen unweigerlich zu Konflikten – bis zum Zusammenbrechen der familiären Bindungen – führten. Eine wesentliche Ursache dafür war, daß die rückkehrenden Männer vielfach versuchten – so als habe sich nichts geändert –, dort weiterzuleben, wo sie ihre Familien, bedingt durch den Krieg, verlassen hatten. Sie waren nicht bereit, ihre eigene Position innerhalb der Familie unter den neuen Bedingungen zu bedenken, sondern versuchten, den inzwischen von ihren Frauen eingenommenen Platz als Haushaltsvorstand ungefragt wieder einzunehmen und die alte Rollenverteilung in der Trennung zwischen Beruf des Mannes und Haushaltspflichten der Frau weiterzuführen. Teilweise war dies wohl auch der Versuch, die Erfahrung der Deklassierung und Minderwertigkeit zu kompensieren, die sie in Gefangenschaft und beim Wiedereintritt in die Nachkriegsgesellschaft im Bereich der Rechtfertigung ihrer politischen Vergangenheit gemacht hatten.

Kinder erlebten die Nachkriegsjahre trotz der ungünstigen materiellen Verhältnisse auch als eine Zeit, in der sie wesentlich mehr Freiheiten hatten als bisher. Die Zerstörungen des Krieges hatten ihnen Freiräume geschaffen, die es ihnen ermöglichten, sich der elterlichen (das heißt: vor allem der mütterlichen) Kontrolle zu entziehen; zum Teil gelang dies auch deswegen, weil die Mütter wegen der Belastungen des Alltags nicht mehr die Kraft hatten, ihre Kinder zu disziplinieren und zu „erziehen“. Allerdings erlebten die Nachkriegskinder auch, daß ihnen, im Gegensatz zu ihrer tatsächlichen Freiheit, „ordentliches“ Verhalten – zumindest als pädagogisches Ziel – vorgeschrieben wurde. Geprägt vom Nationalsozialismus und vom Krieg waren vor allem jene Jugendlichen, die den Nationalsozialismus in einer wichtigen lebensgeschichtlichen Phase seiner Kindheit und Jugend erlebt und dort entscheidende Lebenserfahrungen gemacht hatten. Die „Hitler-Jugend-Genera-



ration“ konnte die formalen „Tugenden“, die sie im Nationalsozialismus erlernt hatte – Durchhaltevermögen, Ordnung, Arbeitsamkeit – durchaus mit Nutzen in der Nachkriegszeit auch für ihr eigenes Fortkommen einsetzen. Allerdings waren gerade dieser Generation wesentliche Erfahrungen der Kindheit/Jugend verwehrt, die für die Persönlichkeitsprägung unerlässlich sind. Die Fixierung auf den „großen Führer“ – konkret erlebt als die Unterordnung unter die „kleinen Führer“ der Jugendorganisationen der Partei – gab ihr wenig Möglichkeit, sich selbst im Gegensatz zu den Erwachsenen in kritische Distanz zu setzen und Kritik und Selbstkritik als Lebens-Wert auch zu erleben. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade dieser Teil der NS-Gesellschaft als Erwachsene und Eltern beträchtliche Schwierigkeiten mit dem ganz anderen Autoritätsverständnis ihrer eigenen Kinder hatten.

# Rosmarie Thümingen

## Zehn Tage im Winter

„Maria stieß die Tür zum Dachboden auf. Trotz der Sorge um Spitz fiel ihr auf, daß etwas anders war als gewöhnlich... Der Dachboden erschien ihr heute etwas unheimlich.“

Maria entdeckt, daß sich ein Fremder auf dem Dachboden versteckt hat. Boris, ein russischer Kriegsgefangener. Zehn Tage im Winter. Zehn Tage gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. In der Schule hat Maria gelernt, daß Russen primitiv, feig und hinterhältig sind. Boris ist ganz anders. Es gelingt Marias Familie, Boris unentdeckt gesundzupflegen. Boris gelingt die Flucht. Maria sieht ihre Umwelt nun mit anderen Augen. Und alle hoffen, daß der Krieg bald aus ist.

Nachwort von Peter Malina (Dr. phil., Universitätslektor, Leiter der Fachbibliothek für Zeitgeschichte der Universität Wien).

132 Seiten, E-falteinband mit cellophanisiertem Schutzumschlag

**EIN BUCH AUS DEM DACHS-VERLAG**



# Rosmarie Thümingen

## **Bis der Herbst kommt**

Sommer 1945. Der Krieg ist vorbei, aber es ist auch noch nicht so richtig Frieden. Groß ist die materielle Not, größer noch die Verwirrung in den Köpfen und Herzen. Was gestern noch hochgehalten wurde, hat heute allen Wert verloren. Die „Großen“ sind auf einmal ganz unten, und die „Kleinen“ wagen erste zaghafte Schritte in Richtung Demokratie und Freiheit. „Bis der Herbst kommt“, und der Vater wieder da ist, wird sich - so hoft Maria - vieles geklärt haben ...

Dieser Jugendroman ist ein Stück Zeitgeschichte und zugleich die Entwicklungsgeschichte eines jungen Menschen, der in stürmische Jahre hineingeboren wurde. Zeitgeschichtliches Nachwort von Peter Malina, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

136 Seiten, Efalineinband mit cellophanisiertem Schutzumschlag

**EIN BUCH AUS DEM DACHS-VERLAG**









Nachkriegszeit im kleinen Ort Gerolsberg.  
Marias Vater ist heil aus dem Krieg  
zurückgekommen. Aber es ist nicht leicht,  
sich daheim wieder einzugewöhnen;  
die Wunden, die die vergangenen Jahre  
geschlagen haben, beginnen sich nur langsam  
zu schließen. Die heranwachsende Maria erlebt  
das Elend von Heimkehrern, die von niemandem  
mehr erwartet werden, erlebt die Not von  
Müttern, die ihren Kindern kein Brot mehr  
geben können, erlebt aber auch Abenteuer wie  
die Schmuggeltour ins nahe Südtirol und den  
ersten Kinobesuch ihres jungen Lebens.  
Mit dem Abschied von Gerolsberg geht ihre  
Kindheit zu Ende ... Mit „Ein Ort für morgen“  
schließt Rosmarie Thümingler nahtlos an ihre  
Erfolgsbücher „Zehn Tage im Winter“ und  
„Bis der Herbst kommt“ an.

*Das Nachwort zu diesem Buch verfaßte der  
Zeitgeschichtler Peter Malina.*

Ab 12



9 783851 910179

ISBN 3-85191-017-6

